

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Merkwürdige Übersichten, Geschichten und Anekdoten alter und neuer  
Zeit]

[urn:nbn:de:bsz:31-191811](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-191811)

# Der Ruf der Geschichte

Gedanken des „Wanderers“ an der Schwelle des 4. Kriegsjahres.

Wenn der „Wanderer“ die letzten drei Kriegsjahre überschaut, dann wird ihm immer wieder bewußt, daß wir in einer Zeit revolutionärer Dynamik leben, der gegenüber sich alle überkommenen Maßstäbe als völlig unzureichend erweisen. Die Welt ist wieder einmal in Bewegung. Der Vorhang vor dem verschleierte Bild der Zukunft lüftet sich und gibt den Blick frei in welthistorische Weiten. Gewiß, solche Sturmzeiten der Geschichte sind keine bequemen Epochen ruhigen Lebens und stillen Genusses. Sie waren es nie; und doch haben an ähnlichen Wendepunkten noch immer alle erlauchten Geister es als Gnade empfunden, in einer Zeit leben zu dürfen, wo der Mantel der Gottheit die Erde streifte und der Wellenschlag großen Erlebens den tiefsten Grund der Menschheit aufrührte. Ulrich v. Hutten jubelte in einem Jahrhundert, in dem sich größtes Leid und Elend mit einer erschütternden Weltwende paarten: „Es ist eine Lust zu leben, die Geister rühren sich!“ Wer deshalb diesen Krieg nur als lästige Störung seiner Ruhe, als unangenehme Einschränkung seiner Lebensgewohnheiten empfindet, verärgert und verbittert an unvermeidlichen Symptomen dieser gewaltigen Umbruchzeit herumnörgelt, der erweist sich als Banause, dem der Sinn des großen Geschehens noch nicht aufgegangen ist. Wie im einzelnen die neue Welt aussehen wird, die aus dem Schoß der freisenden Zeit erwächst, wissen wir nicht. Das entbindet uns aber

nicht von der Pflicht, aus dumpfem Erleben und passivem Erdulden zu bewußtem, freudigem Bejahen einer Entwicklung vorzustoßen, die für unsere alte Erde völlig neue Aspekte eröffnet. Es mag manchen der Schwindel überkommen bei der kühnen Gratwanderung des deutschen Volkes. „Kühn aber handelt“ — nach einem Goethewort — „jedemal der Gottberufene. Ich hab's gewagt!, ist sein Wahlspruch, nicht: darf ich, kann ich, wer steht mir bei, wird's auch werden? Sonst geschähe in der Welt nichts!“ Es ist eine Gnade, daß unserem Volke in schicksalschwangerer Zeit wieder ein Gottberufener erwuchs, der kühn und stolz die Verantwortung für alles übernommen hat, was das Gebot der revolutionären Epoche erfordert. In der heroischen Symphonie dieser gewaltigen Aera ist der Krieg, dessen Beginn sich im September 1942 zum dritten Male jährte, vom Gesichtspunkt der Ewigkeit nicht viel mehr als ein einziger Satz, freilich der tragende Mittelsatz, der die Entscheidung zwischen den Themen bringt, der morbiden Gedankenwelt der alten Mächte einerseits und den hellen Fanfaren der zukunftsträchtigen jungen Völker andererseits. Schon Moltke hat den Krieg als ein Element in der sittlichen Weltordnung Gottes bezeichnet, das alles Morose und Kranke ausmerze zugunsten freien Wachstums des Gesunden und Starken. Trägt ein Waffengang deutlicher die Zeichen solcher Weiterneuerung als dieser Krieg! Wenn wir ihn so als notwendige, unvermeidliche

Auseinanderetzung zwischen der Welt von Gestern und der von Morgen empfinden, so spricht das natürlich nicht die Gegenseite von der Verantwortung für seine Entfesselung frei. Unfähig, den jungen Ideen auch nur einen wirklich werbenden, neuen Gedanken entgegenzusetzen, haben die Churchill, Roosevelt und Stalin in greisenhaftem Haß die Tore des Janustempels aufgebrochen, um mit Gewalt am Leben zu halten, was längst schon reif zum Sterben war. Ihre Rechnung aber wird sich in doppeltem Sinne als falsch erweisen; den erstens werden die Achsenmächte diesen Krieg gewinnen und zweitens wird gerade er die Entwicklung beschleunigen, die die anderen gewaltsam aufhalten wollten. Wie die Erde von der Pflugschar aufgerissen, doppelt Frucht trägt, so sind auch die Völker, aufgelockert durch den Krieg, doppelt empfänglich geworden für die Saat der Zukunft.

Dieser Krieg aber trägt in seinem ganzen bisherigen Verlauf an der Stirn das Stigma der neuen Zeit. Es fehlt gewiß nicht an ängstlichen Gemütern, die sich durch die Tatsache bedrückt fühlen, daß unsere Angriffsspitzen im Süden der Ostfront schon ins Land der Kalmyken, Kirgisen, Tscherkesen usw. vorgestoßen sind, während gleichzeitig deutsche Truppen in den Wüsten Afrikas und in den Tundern Lapplands kämpfen, von den weltweiten Aktionen unserer U-Boote ganz zu schweigen. Die Raumangst solch Überzogter fällt stolze Erfolge, statt sich ihrer zu freuen, gewissermaßen in Gefahrenquellen um. Demgegenüber ist zunächst einmal festzustellen, daß noch an jeder großen Wegmarke der Menschheit nicht bloß das Weltbild sich weitete

und die geographischen Horizonte hinaustrüben, sondern daß auch die Kriege ihren lokalen Charakter verloren und in vorher unvorstellbar weite Räume hineinwuchsen. Erst als das alte Rom im Punischen Krieg den Sprung übers Mittelmeer wagte, schlug die Geburtsstunde des Imperiums. Alexanders Siegeszüge am Nil und Indus revolutionierten die antike Welt und erschlossen sie dem Hellenismus. Die Hegemonie und Suprematie Europas in den letzten Jahrhunderten aber beruhte auf der expansiven Kraft, die seine Völker an der Schwelle der Neuzeit entfalten. So liegt wohl auch den weltweiten Dimensionen des jetzigen Krieges ein historisches Gesetz zugrunde, das damit diesen Waffengang ausweist als entscheidendes Präludium einer neuen Geschichtsepöche. Es sei zugegeben, daß mit der Ausweitung des Schlachtfeldes ein völlig neuer Ruf an unser Volk ergeht. Bisher war es doch so, daß wir aus der Not eine Tugend machten, daß wir die Gefahren der Raummenge überwandten durch die Disziplin der Gemeinschaft und die restlose Ausnützung der letzten Möglichkeiten der deutschen Erde. Wir meisterten mit geballter Kraft ein tragisches Schicksal. Aber es wäre förmlich ein Minderwertigkeitskomplex, wenn wir uns auf die Dauer mit der Rolle des bescheidenen armen Mannes im kleinen Häuschen abfinden. Wo steht es geschrieben, daß es der Wille der Vorsehung war, das Herzvolk Europas auf ewig in engstem Raum zusammenzupressen. Es war eine elementare Kraft, die zu Beginn der Völkerwanderung das germanische Staubecken überborden ließ. Auch heute wirkt die raumgreifende deutsche Strategie wie die Expansionsgewalt lange eng zu-

Jammengepreßter Energien. Sie unterscheidet sich aber wesentlich von aller bisherigen soldatischen Kraftentfaltung unseres Volkes. Zunächst bleibt sie nicht wie im ersten Weltkrieg im Halben und Unfertigen stecken. Damals wurde z. B. weder die französische Atlantikküste erreicht, noch die Balkanfront ganz bereinigt. Das Reich blieb belagerte Festung, deren Zugbrücken zum Teil in der Hand des Feindes waren. Heute ist die Flankensicherung in Nord und Süd weit hinausgerückt und fast der ganze europäische Kontinent liegt im Kraftfeld der Achse. Des weiteren sind wir uns wohl zum ersten Male voll bewußt geworden, daß der Raum im Zeichen des Explosionsmotors, der die ganze Kriegsführung revolutionierte, kein Hindernis mehr bildet. Nie werden wir am Raume scheitern. Moderne Strategie, Taktik und Technik meistern und überwinden ihn. Wie im Zeichen des schnellen Verkehrs die Kleinstaaterei ihr natürliches Ende finden mußte, so ist die Weite des Raumes heute kein Verbündeter der Gegner. Wenn Hannibal von Spanien über die Alpen bis nach Unteritalien zog oder Karl XII. von der Ostsee bis zur Ukraine vorstieß, wenn Friedrich der Große seine Armeen von Ost nach West warf oder Blücher von Raabach bis nach Paris stürmte, dann waren das damals genau so große Bewegungen wie sie heute unsere Wehrmacht durchführt. Sie erforderten

eher mehr Zeit, als jetzt die Bezwingung ungleich größerer Entfernungen verlangt. Wir aber müssen heute einfach, wenn wir nicht in Halbheiten steckenbleiben und wieder verkümmern wollen, in weiten Räumen denken und operieren. Wir müssen auch auf lange Zeit planen. Niemand konnte annehmen, daß ein Weltreich, ja ein Jahrhundert resigniert abtritt, ohne das Letzte versucht zu haben. Mit Siskrieg, Produktionsstatistiken, Terrorangriffen und Lahtknüppeln kann indessen kein System seinen Weiterbestand vor der Geschichte legitimieren. Die Plutokratien sind zu einem politischen Anachronismus geworden. Alle bisherigen Feldzüge, die die deutsche Wehrmacht siegreich durchfocht, tragen demgegenüber in ihrer genialen Planung, gründlichen Vorbereitung und konsequenten Durchführung das Stigma der übertragenden Feldherrnkunst des Führers. Die eisernen Würfel rollen weiter. Deutschland hat ja, wie schon mehrfach in der Geschichte, die Verantwortung für ganz Europa auf seine starken Schultern genommen. Der Ruf der Geschichte findet diesmal aber kein schwaches Geschlecht, sondern eine Generation, die — und wenn die Welt voll Teufel wäre — Sieg und Frieden erstreiten und das alte Abendland, die Wiege aller höheren Kultur und Gesittung, einer glücklicheren Zukunft entgegenführen wird.

Werner Schenkendorf.

#### DR. DIETRICH:

**Wer den nationalsozialistischen Staatsgedanken in seiner innersten Struktur und seiner praktischen Funktion betrachtet, muß in ihm die modernste Volksherrschaft der Geschichte erkennen.**

Am 20. Januar in Prag.

# Eingeschneit

Von Fritz Müller-Partentirchen

Der Meister der deutschen Kurzgeschichte, Fritz Müller-Partentirchen, ist am 4. 2. 1942 gestorben. Er zählte auch zu den Mitarbeitern des „Wanderers vom Bodensee“. Wie lehr er gerade den guten Volkskalender einzuschäben wußte, davon zeugt der nachfolgende besinnliche Beitrag.

In einem Winter hatte es uns einmal eingeschneit. Oben im Gebirge war es in einer Schutzhütte. Zuerst dachten wir, es sei ein Unglück. Aber nach einer Weile erkannten wir, es war ein Segen. Und als wir endlich aus dem Schnee ins Tal hinuntersteigen konnten, nahmen wir einen Vorsatz mit: Wir wollen uns von Zeit zu Zeit einschneien lassen, damit wir wieder werden, was wir — sind. In den Städten unten sind wir's nämlich nicht. Im Betrieb der Städte sind wir eingeknüpft in ein Wirrsal von Besorgungen und Erledigungen. In den Städten sind wir, was die andern aus uns machen. Sind wir, was die andern von uns denken. Sind wir, was die Uhr befiehlt und die Konzertprogramme und ein Bündel Briefe oder Telegramme. Aber eingeschneit in einer Alpenhütte, finden wir uns plötzlich nach dem ersten Schrecken und dem ersten Gähnen auf uns selbst zurückgeworfen. Die Besorgungen fallen ab und die Erledigungen. Alle Post wird fadenförmig und alle Konzertprogramme. Geruhig tickt die Uhr, und ihre Zeiger weisen auf keine Zusammenkunft, die man nicht versäumen darf und auf keinen dringlichen Termin. Sondern auf einmal siehst du, wie diese Zeiger ihre Spitzen auf dich selber richten und wie mahnend aufgehobene Finger von dir

verlangen: Werde, der du bist. Und immer wieder schaust du zum Fenster hinaus, wo der Schnee schon bis zum halben Rahmen geht, und prüffst unbehaglich, ob du dir nicht doch auskommen und ins Tal hinuntersteigen kannst. Aber schließlich siehst du, es nützt nichts, und du mußt schon mit dir selber fertig werden.

Erst versuchst du's nochmal mit der Hütte. Aber die Holzbalken, die paar Kochgeschirre und der Kalender vom vorigen Jahr sind doch keine Dinge, die einen kultivierten Menschen länger als fünf Minuten fesseln könnten. Unten im Tal bist du bei solchen Dingen mit einer Minute und weniger ausgetommen. Da aber merkst du, daß in deinem eingeschneiten Zustand die Dinge plötzlich einen anderen Zeitwert kriegen. Nun hast du schon eine Viertelstunde an dem Holz der Hütte herumgeklopft, hast an einem Balken aufmerksam die Jahrgänge gezählt, hast dich gewundert und besonnen über den hellen Harztropfen, der aus einem Holzstück trânt. Und dann hast du dich eine ganze Weile mit dem einfachen Geschirr beschäftigt, hast dich vertraut gemacht mit den blauen und weißen Bauernblümchen, die man auf die gelben Schüsseln draufgemacht hat. Und nun ertappe ich dich gar dabei, wie du seit zwei Stunden in dem Kalender vom vorigen Jahr blätterst. Nein, nicht blätterst. Geblättert hast du unten, in den Städten, wo dein Leben von Besorgungen und Terminen umstellt war. Hier oben in der eingeschneiten Alpenhütte liest du, Herrgott,

wie lange hast du schon nicht mehr gelesen. Immer nur geschlungen oder überflogen. Und wie lange ist es her, daß du Zeit und Lust gefunden hast, selbst Meisterwerke zweimal, dreimal und allerhand gute Gedanken steigen dir auf dabei. Gedanken, die aus Tiefen in deinem Innern kommen, wo du nie geschürft hast, weil keine Zeit war, hinabzusteigen vor lauter Lesehoff, der zu „erledigen“ war, anstatt zu genießen.

Und mit einem Male merkst du, wie das Holz, das Kochgeschirr und der Kalender Freunde von dir werden, die dich bei der Hand gefaßt haben. Die dich nicht mehr loslassen, bis sie dich zu dir geführt haben, zu dir verführt haben.

Und so kommt es, daß das Eingeschneitsein in der Hütte dir zu

einem langentbehrten Segen wird. Daß du dir vornimmst, nicht mehr so zu hasten, wenn du wieder in die Stadt kommst. Daß du die Dinge, welche dich in deiner Arbeit drunten umgeben, nicht mehr abtust und darüber hinfährst wie ein Irrlicht. Sondern daß du dir mit ihnen Zeit nimmst, damit sie sich auch mit dir Zeit nehmen und dir dazu verhelfen, der zu werden, der du bist.

Ja, ja, das alles lehrt die eingeschneite Hütte. Und wenn du, der du noch nie in einer solchen warst, mir es nicht glauben willst — gut, versuch es selbst im nächsten Winter. Steig den Berg herauf, und laß dich ein Täglein oder zwei einschneien in der Alpenhütte. Und wenn dich dann der Schnee und die Hütte wieder freigegeben haben für die Stadt und für einen Brief an die Redaktion, dann nimm ein Stück Papier und einen Federhalter und — berichte.



Alles spendet für das WHW.

Scherenschnitt von Anita Junghanns



Im Frühling

# Der fliegende Weber

Ein indisches Märchen. / Aus dem Sanskrit übersetzt v. W. Schenkendorf.

über die Städte Indiens donnern die Flugzeuge der tapferen japanischen Luftwaffe. So scheint uns eine literarische Ausgrabung am Rande, aus der hervorgeht, daß schon vor mehreren Jahrtausenden das Flugzeug als Kriegswaffe in der Vorstellungswelt der alten Arier eine gewisse Rolle spielte. Die nachfolgende Fabel ist dem „Banscha tantra“ entnommen, dessen Entstehung ins 2. Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung fällt.

Einst lebten in einer Stadt ein Weber und ein Zimmermann. Diese waren von Jugend an einander herzlich zugetan und unzertrennliche Gefährten.

Eines Tages fand in jener Stadt eine große Opferfeier statt. Während nun unsere beiden Freunde umherstreiften in der bunten Menge von Schauspielern, Tänzern und fahrendem Volk, das aus allen Gegenden zusammengeströmt war, sahen sie plötzlich eine Königstochter, die auf einem Elefantenweibchen reitend, versehen mit allen Zeichen königlicher Würde, umgeben von Kämmerern und Eunuchen, herbeigekommen war, um die Gottheit zu sehen. Kaum erblickte sie der Weber, als er bewußtlos, wie von einem finsternen Dämon ergriffen, von Kamas<sup>1)</sup> Pfeil getroffen, zu Boden stürzte.

Als der Zimmermann ihn in diesem traurigen Zustande sah, hob er ihn, betrübt über das Unglück, mit Hilfe von anderen Männern auf und trug ihn in sein Haus.

Hier brachte man ihn durch kalte Behandlung, die der Arzt befahl, und durch die Anordnungen der Zauberer nur mit Mühe wieder zum Bewußtsein. Da fragte der Zimmermann: „Mein Freund,

warum wurdest du so plötzlich ohnmächtig? Erzähle es mir.“

„So höre, Freund, denn mein Geheimnis. Mein ganzes Leid will ich dir klagen. Wenn du mich dann für deinen Freund hältst, erweise mir die Gnade und bringe das Holz zu meinem Scheiterhaufen. Verzeih mir auch, was ich dir aus übermäßiger Liebe Ables angeht!“

Hierauf erwiderte jener stammelnd mit tränenverhülltem Blick: „Sprich, Freund, was ist die Ursache deines Leides, damit, wenn irgend möglich, ein Heilmittel besorgt werde. Denn so ist gesprochen:

„Es ist für Zauberspruches Macht, Verstand und gute Arznei Nichts unausführbar auf der Welt.“

„Was aber diese bewirken können, soll geschehen.“

„Diese Mittel können so wenig wie tausend andere bei meinem Leide etwas nützen. Darum versuche nicht, meinen Tod hinauszuschieben.“

„Mein Freund, sag mir trotzdem dein Leid, wenn es auch unheilbar ist, damit ich, falls ich zur selben Ansicht komme, mit dir zusammen den Scheiterhaufen besteige. Nicht einen Augenblick werde ich die Trennung von dir ertragen. So ist bei mir beschloßen.“

„O Freund, unmittelbar nach dem Anblick jener Königstochter, die wir bei dem Feste auf einem Elefantenweibchen reitend sahen, verfezte mich der Liebesgott in diesem Zustand. Nicht länger kann ich diesen Schmerz ertragen.“

1) Indischer Liebesgott.

Lächelnd erwiderte der Zimmermann: „Gottlob, Freund, wenn sich so verhält, dann haben wir gewonnenes Spiel: denn heute fürwahr soll eine Zusammenkunft mit jenem Mädchen bewerkstelligt werden.“

„Wie kann ich, Freund, in dem hüterbewachten Mädchenpalaste, zu dem außer dem Wind niemand Zutritt hat, mit ihr zusammen kommen? Warum täuschst du mich mit Lügen?“

„Freund, bewundere meinen guten Einfall.“

Nach diesen Worten verfertigte der Zimmermann alsbald aus trockenem Baumholz einen vermittelst Hebeln beweglichen Garuda<sup>2)</sup> dazu ein Arme paar, Muschel, Diskus, Keule und Lotosblüte. Den Garuda hieß er den Weber bestiegen, schmückte ihn mit den Wischnuzeichen, erklärte ihm die künstliche Hebelbewegung und sprach: „Nachdem du, Freund, mit Hilfe dieser Wischnugestalt in den Mädchenpalast gelangt bist, besuche die Königstochter, wenn sie einsam ins vierte Stockwerk, die Spitze des Palastes, gestiegen ist, betöre die Reizende, die dich für Wischnu halten wird, mit falschen Reden und freue dich ihrer nach der Anweisung des Vatsyana<sup>3)</sup>.“

Der Weber gehorchte, flog in der Maske des Wischnu heimlich zum Palast und sprach zur Prinzessin:

„Prinzessin, schläfst du, oder wachst du? Deinetwegen habe ich meine Frau Lakshmi verlassen und bin voll Liebe vom Meere hierher gekommen. Mit dir will ich mich vereinen.“

Sie aber sah staunend den vierarmigen, bewaffneten, juwelgeschmückten Garudareiter, erhob sich

vom Lager und sprach: „Erhabener, ich bin ein unreines Menschenwürmchen, der Herr aber ist ein Läuterer der Dreiwelt<sup>4)</sup>. Wie paßt dieses?“

Wahr hast du gesprochen, mein Lieb, aber war nicht früher Radha, ein Hirtenkind, meine Gattin? Diese hat sich wieder hier in dir verkörpert. Deshalb kam ich.“

„Herr, so wirb denn bei meinem Vater um mich; er wird mich herbeiholen und dir zur Frau geben.“

„Geliebte, nicht komme ich in den Gesichtskreis der Menschen oder lasse mich gar aufs Verhandeln ein. Dich gib selbst in freier Ehe hin, oder ich werde einen Fluch ausstoßen und deinen Vater mit seinem ganzen Hause zu Asche machen.“

Nach diesen Worten stieg er vom Garuda, saßte sie an der Linken, führte die Furchtsame, Verschämte, Zitternde zum Lager, blieb bei ihr den ganzen Rest der Nacht und ging in der Morgendämmerung unbemerkt von dannen. Und es verging lange Zeit, während welcher er stets mit jener der Liebe pflegte.

Eines Tages aber sahen die Kämmerer die Verletzung ihrer Korallenlippen und sprachen untereinander:

„Ha, seht ihr nicht, wie die Glieder der Prinzessin aussehen, als verkehre sie mit einem Manne? Doch wie ist in dem wohlbewachten Hause ein solches Treiben möglich? Laßt uns dem König melden!“

Nach diesem Entschlusse gingen alle zusammen zum König und sprachen:

„Herr, wir wissen es nicht, aber in die Burg, ja in den wohlbehüteten Mädchenpalast, dringt einer ein, beim König steht die Entscheidung!“

2) Bogel und Reittier des Gottes Wischnu.

3) Verfasser des Lehrbuchs der Liebe.

4) Wasser, Himmel, Erde.

Als er dies gehört hatte, sprach der König gar zornmütig allein zur Königin: „Höre, was die Kämmerer sagen! Dem zürnt fürwahr der Todesgott, der dies getan hat!“

Auch die Königin ward bei diesen Worten zornig, eilte zur Prinzessin, sah die wundgeklüfteten Lippen und sprach:

„Beh, du Böse, du Schandfleck unseres Hauses, wie geschahs, daß du so deine Tugend verletztest? Wer ist der vom Todesgott Erblidete, der zu dir kommt? Sag es ehrlich, so traurig es ist!“

Auf diese Worte erzählte jene mit schamhaft niedergeschlagenen Augen die ganze Begebenheit von dem wißnugestaltigen Weber. Als sie dies hörte, eilte die Königin, während Freude all ihre Glieder durchfuhr, zum König und sprach:

„Glück auf, Gebieter, du kannst dich freuen! Denn der erhabene Wißnunu ist, der immer um Mitternacht deine Tochter besucht. Von ihm wurde sie in freier Ehe gefreit. Wenn deshalb wir beide heute nacht zum Fenster gehen und er sich uns zeigt, wird er sich vielleicht mit uns Menschen in ein Gespräch einlassen.“

Als der König dies vernommen, kam ihm der Tag gleichsam wie ein Jahrtausend vor. Unmerklich aber war es Nacht geworden und das Königspaar stand mit am Himmel hängenden Blick am Fenster. Da sahen sie den Garudareiter mit Muschel, Diskus und Keule und einer Lotosblüte in der Hand, kurz,



versehen mit allen Abzeichen, vom Himmel herabkommen.

Der König fühlte sich wie von einem Nektarstrom überflutet und sprach zur Königin: „Niemand kann glücklicher sein als wir beide, deren Tochter Wißnunu liebt. All unsere Wünsche gehen nunmehr in Erfüllung. Jetzt wird durch die Macht meines Schwiegersohnes alles Land in meine Gewalt kommen.“

Nach diesem Entschlusse überschritt er die Grenzen aller umliegenden Reiche. Als die fremden Herrscher die Gebietsverletzung merkten, erklärten sie ihm gemeinsam den Krieg.

In dieser Bedrängnis ließ der König seiner Tochter durch den Mund der Königin sagen: „Wie paßt es sich, wo doch das Mädchen deine Tochter ist, daß alle Teilsürsten mit mir Krieg führen. Deshalb mußt du heute deinen Gatten darauf aufmerksam machen, damit er meine Feinde vernichtet.“

Die Prinzessin aber sprach den Weber in der Nacht bescheiden also

an: „Mein Vater wird, obwohl du sein Schwiegersohn bist, von seinen Feinden besiegt, was sich doch nicht geziemt, darum gewähre mir die Gnade und richte alle jene zugrunde.“

„Traute, unbedeutend sind alle Feinde deines Vaters, drum sei getrost. In einem Augenblick werde ich alle mit meinem Diskus zu Staub zermalmen.“

\*

Doch nach einiger Zeit waren alle Plätze von den Feinden weggenommen, bis schließlich der König auf seine Mauern beschränkt war. Der König opferte beständig in seiner Unwissenheit dem vajudagestaltigen Weber vor allem Kämpfer, Mosischus und andere Wohlgerüche der verschiedensten Art, sowie Speise und Trank und ließ ihm durch den Mund seiner Tochter sagen:

„Erhabener, bei Morgenanbruch, wenn das Futter und Brennholz zu Ende, wenn alles Volk, von Hieben hart mitgenommen, außer Stande ist, zu kämpfen und ein großes Sterben einreißt, dann wird gewiß die Burg gebrochen werden. Da du das nun weißt, mag zur Zeit geschehen, was angemessen ist.“

Bei diesen Worten überlegte sich der Weber, daß beim Fall der Burg er auch von seiner Geliebten getrennt würde. Deshalb dachte er, werde ich den Garuda besteigen und mich bewaffnet im Luftraum zeigen. Vielleicht halten mich die Feinde für den Wischnu und werden in ihrer Furcht von den Kriegern des Königs niedergemacht; denn so ist gesprochen:

Auch giftlos eine Schlange kann Anschwellen lassen ihren Kamm, Und Furcht erregt auch ohne Gift, Wenn hoch die Schlangenhaube

schwillt.

Oder ich werde vielmehr sterben

im Kampf um die Burg. Dann aber ist es um so besser; denn es steht geschrieben:

Wer eines Kindes wegen fällt, Dem Brahman oder Freund zu lieb, Um eine Burg, für eine Frau, Des harret eine ew'ge Welt.

Nachdem er in der Morgendämmerung zu diesem Entschlusse gekommen war, sprach er nach dem Zähneputzen zur Prinzessin:

„Durch Vernichtung aller Feinde werde ich mir Speise und Trank wohl schmecken lassen. Wozu der vielen Worte! Dann aber werde ich dich aufsuchen. Sage nur deinem Vater, daß er in der Morgendämmerung mit dem ganzen Heere einen Ausfall machen und streiten soll. Während ich, im Luftraum stehend, jene kraftlos mache, sind sie leicht durch ihn zu vernichten. Wenn ich die Feinde aber mit eigener Hand töten würde, dann kämen ja diese Übeltäter in den Himmel des Wischnu. Deshalb muß man es so wenden, daß sie, auf der Flucht getötet, nicht in den Himmel kommen.“

Als die Prinzessin dies vernommen hatte, ging sie zu ihrem Vater und erzählte ihm alles. Der König schenkte ihren Worten Glauben, machte sich auf in der Morgendämmerung mit Roß und Reifigen und zog hinaus, zu streiten. Auch der Weber, zum Tode entschlossen, bestieg den luftwandelnden Garuda und brach auf zum Kampfe.

Bei dieser Lage der Dinge sprach der erhabene, Vergangeneit, Zukunft und Gegenwart wissende Wischnu lachend zu Garuda, der beim bloßen Gedanken an ihn zur Stelle war: „Se, Garuda, weißt du, daß unter meiner Gestalt ein Weber einen hölzernen Garuda bestieg und sich der Königstochter nahte!“

„Herr, das ganze Treiben ist mir bekannt. Aber was tun?“

„Der Weber hat sich heute dem Tode gelobt, zieht aus zum Streite und wird als wackerer Held von Pfeilen durchbohrt fallen. Nach seinem Tode wird alles Volk jagen, daß Wischnu und Garuda im Kampf mit allzuviel Kriegeren gefallen sind. Dann werden die Menschen uns beiden keine Verehrung mehr erweisen. Deshalb fahr du schnell in den hölzernen Garuda, während ich selbst in den Körper des Webers eintreten werde, damit er die Feinde zu Fall bringt. Dann wird wohl durch die Vernichtung der Feinde unser Ruhm wachsen.“

Nachdem in der Tat der Hocherhabene in den Leib des Webers eingetreten war, fuhr auch Garuda in sein hölzernes Ebenbild. So machte der Weber, mit Diskus, Keule und Bogen am Himmel stehend, durch die Macht des erhabenen Wischnu mit Leichtigkeit all die trefflichen Krieger der Feinde in einem Augenblick kraftlos: Der König aber, umringt von seinem Heere, besiegte die Feinde und machte sie alle nieder.

Durch die Welt lief die Kunde, daß durch die Macht des Wischnu, seines Schwiegersohnes, alle Gegner gefallen seien.

Sobald der Weber diese getötet sah, stieg er vom Himmel herab. König, Minister, Bürger und Volk erkannten in ihm staunend den Weber aus der Stadt und fragten: „Was soll das bedeuten?“ Da erzählte jener die ganze Vorgeschichte von Anfang an. Aus Freude über dieses Wagnis und über die Macht, die er durch die Besiegung der Feinde erlangt hatte, übergab der König dem Weber vor allem Volk durch feierliche Trauung die Königstochter und die Hälfte seines Reiches.

Dieser verbrachte von nun an mit ihr zusammen den Rest des Lebens, mit allen Sinnen die Freude der Erde behaglich genießend.

Daher kommt der Spruch:  
Dem wohlbedachten Truge kommt  
Selbst Brahman schwerlich auf den  
Grund,  
Besuchte doch als Wischnu einst  
Ein Weberlein das Königskind.



Der Urlauber

Scherenschnitt von Anita Junghanns



## DEUTSCHES LAND!

VON MAX VON SCHENKENDORF

Wo mir deine Freuden winken  
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit  
Vaterland, ich muß versinken  
Hier in deiner Herrlichkeit!

Wo die hohen Eichen sausen,  
Himmelan das Haupt gewandt,  
Wo die starken Ströme brausen,  
Alles das ist deutsches Land!

# + GRAF ZEPPELIN UND SEINE VATERSTADT

von Werner Schentendorf

Am 8. März 1941 jährte sich zum 25. Male der Todestag des Grafen Zeppelin.

## Von der Mainau zu den Wolken.

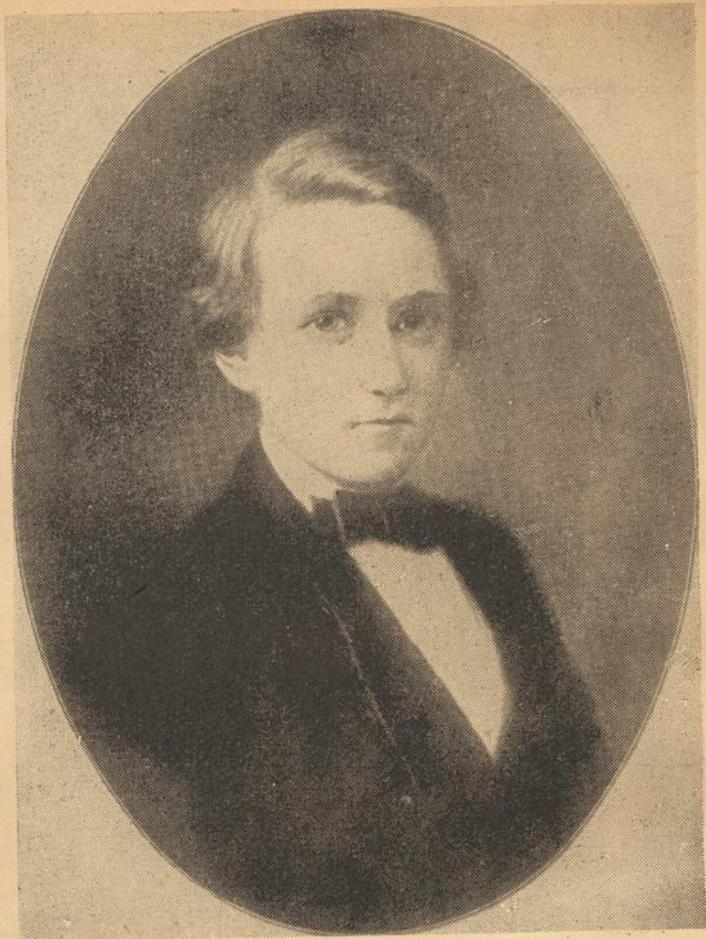
Man schrieb den 8. Juli 1784. Auf der Mainau wiegte sich der Ballon des Herrn Leibmedikus Ganther im leichten Westwind. Ein großes Deutschordenskreuz war darauf gemalt und der geistvolle Spruch: „Ex Mainau ad nubes“ (Von der Mainau zu den Wolken). 48 Schuh Umfang und 1864 Kubischschuh Inhalt hatte das Ungetüm. Unter dem Jubel der von allen Seiten herbeigeströmten Gäste stieg auf ein Zeichen des Landkomturs die große Kugel auf, so daß man sie bald mit dem bloßen Auge nicht mehr sehen konnte. Eineinhalb Stunden später war das Schauspiel aus, und der Ballon hing auf einem Tannenbaum bei Liggeringen.

Das war also das unstarre System in seinen Kinderschuhen. Heißluft, unbemannt, Spielball der Winde. Etwas mehr als ein halb Jahrhundert später wurde auf einer anderen Bodenseeeinsel der Mann geboren, der den alten Traum der Menschheit erfüllte, zu des Geistes Flügel den Körperlichen zu gesellen, Graf Ferdinand von Zeppelin.

## Der Knöpfleschwab.

Die liebenswürdige Königin Hortense von Holland war, als der muntere Knabe im Nordwestflügel

des ehemaligen Dominikanerklosters auf der Insel das Licht der Welt erblickte, schon dreiviertel Jahre tot. Aber sie war schuld daran, daß der ehemals fürstlich hohenzollernsche Obersthofmarschall das schöne Fräulein Amelie Macaire d'Hogguer kennen lernte; denn die Fürstin Amalie Zephyrine in Sigmaringen war eine Freundin Hortenses. Die Besuche zwischen Bodensee und Donau gingen hin und her, und dabei erfuhr das junge Fräulein Macaire, „wie gefährlich die ehrlichen Augen der Zeppeliner sind“. Aus dem Lebensbund des deutschen Edelmanns mit der Schweizer Fabrikantentochter ging also unser Lustgraf hervor. Um die Insel und das nahe Schloß Girsberg in der Schweiz ranken sich so die Jugenderinnerungen Ferdinands. Er war ein frischer Junge, beileibe kein Dudmäuser. „Ferdinand ist 5½ Jahre alt“, schreibt die Mutter in einem Briefe, „ein blauäugiges, blondgelocktes Engelsköpfchen, der Liebling der Onkel und Tanten, wird in auswärtigen Kreisen der Herzkäfer, zu Hause der Knöpfleschwab genannt, welche beide Titel ihm gleich gut anstehen. Ferdinand ist wie der Vater die Gemütlichkeit selbst. Seine wissenschaftlichen Studien haben noch nicht begonnen, er wendet aber seine ihm angeborene Geistesgaben beim Rühgehüten, Holztragen, Säeten, Steinesführen usw. mit Erfolg an. Er ist auch so ziemlich au fait



Jugendbild Graf Zeppelins

aller landwirtschaftlichen Arbeiten, weiß immer genau, auf welchem Felde die Knechte beschäftigt sind, interessiert sich ungemein für neue Pflüge, Sämaschinen usw. Er ist sehr stolz darauf, ein Württemberger zu sein und eben sein erstes Paar Stiefel bekommen zu haben.“

#### Das Jugendparadies am See.

Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten. Unser kleiner Knöpfleschwab ritt und segelte, schwamm und tauchte, fuhr Schlittschuh, entging dabei knapp einem elenden Tode, wanderte viel und machte sich auf jede Weise in der

Gutswirtschaft nützlich. Schon als Siebenjähriger hütete er einmal eine Herde und war noch im Alter stolz darauf, wie er die störrische Leittuh schließlich doch bezwang und mit ihrem ganzen Gefolge glücklich wieder heimbrachte. In einer kleinen Tragbutte trug er die in seinem Gärtchen gezogenen Gemüse ins Schloß Kastell oder zu anderen Verwandten zum Verkauf. Sogar eine Zeitung gab der Knirps heraus, „Die Girsberger Lustzeitung“. Aber so ein ganz klein wenig guckte doch schon der Techniker heraus. Man höre, was der 13-jährige in einem Aufsatz über das Dampfboot „Wilhelm“ schreibt: „Das Hauptrad, welches man uns zeigte, drehte sich in der Sekunde 300 mal herum. Es ist unglücklich, was der Mensch mit Hilfe der Natur vermag.“

Freilich, es war nicht eitel Sonne, die über Girsberg und der Insel lachte. Da kam z. B. die Revolution von 1848. Der Knabe erlebte sie mit wachen Sinnen, und manche politische Betrachtung, die der reife Mann später anstellte, gewann Farbe aus den Jugenderlebnissen. Wie der Vater seine Zimmer auf der Insel zwei preussischen Offizieren räumen mußte, wie er selbst als 10-jähriger Stöpsel sich durchs Grenzlordon schlug, um die Verbindung zwischen Girsberg und Konstanz aufrecht zu erhalten, all das haftete fest in der Erinnerung.

Im 14. Jahr stand der kleine Ferdinand, da starb die liebe gute Mama. Die Kinder waren tief erschüttert, und der zweite Bub möchte nun am liebsten Missionar werden. Zum Glück ist nichts daraus geworden.

### Echte Seehajen.

Statt dessen beginnen jetzt die Lehr- und Wanderjahre. Aber das Jugendparadies am Bodensee lockt immer wieder zu besinnlicher Heimkehr. Stets verbringt er die Ferien in Girsberg, oft besucht er die Großeltern auf der Insel. Seit 1891 ist er regelmäßiger Sommergast auf dem väterlichen Besitztum oder dem benachbarten Ebersberg, wo sein Bruder Eberhard wohnt. Dieser blieb zeitlebens der treueste Freund Ferdinands. Eberhard ist ein rechter Seehase geworden und nahm regen Anteil an allen kulturellen und verkehrstechnischen Fragen der heimischen Landschaft. Lange Präsident des Bodenseeschiffsvereins und Vorsitzender des Bodenseeverkehrsvereins, hat er in zahlreichen Vorträgen und vielen Monographien wertvolle Beiträge zur Vergangenheit und Gegenwart des Schwäbischen Meeres beigetragen. 1906 ist der sympathische Graf im Konstanzer Krankenhaus gestorben. Wenige Tage vor seinem Tode erlebte er noch die Freude, vom Krankenbett aus den stolzen Flug von LZ III zu verfolgen.

Im Gegensatz dazu wuchs Graf Ferdinand Zeppelin immer mehr hinaus in die europäische Weite, und blieb doch deutsch bis in die letzten Fasern seines Herzens, blieb aufs tiefste verwurzelt im Heimatboden am See. Hier ist die Geburtsstätte des lenkbaren Luftschiffes, und hier erwuchs dem „narrischen Grafen“ eine erste unerschütterlich treue Anhängerschaft. Wohl verschob sich der Schwerpunkt seines Schaffens nach Friedrichshafen, aber seine Vaterstadt blieb ihm teuer und wert bis zum Ende. Hier hielt er Vorträge in der Wessenbergstiftung, hier kehrte er gern bei lieben Freunden und Bekannten ein, hier.

s am See.  
n werden will  
itten. Unser Klei-  
ritt und legte  
achte, fuhr Schiffe  
abei knap einen  
manderte auf und  
jede Woge in der



Der Vater,  
Graf Friedrich  
von Zeppelin

fern den ewigen Kämpfen und Verhandlungen, war er ganz Mensch. Bezeichnend für seine Art, daß er allein von allen Angegangenen 1912 dem Konstanzer Flieger Schlegel 3000 Mark spendete, als dessen erstes Flugzeug beim Start zerstört worden war. Eifrig förderte der Graf alle das gesamte alemannische Bodenseegebiet umfassenden Bestrebungen. Schon seit 1871 dem Bodenseegeichtsverein angehörnd, wurde er 1908 dessen Ehrenmitglied und bekundete sein Interesse an der Vereinigung durch mehrfache wertvolle Stiftungen.

#### Hoher Besuch.

23 III hatte also schon 1906 das Reichbild von Konstanz gestreift, aber erst am 27. September 1907 stattete das Luftschiff der Vaterstadt seines Schöpfers seinen Antrittsbesuch ab. Ein wundervoller Herbsttag lag über dem See, als sich in der dritten Nachmittagsstunde der schlanke Leib des Luftkreuzers am blauen Himmel zeigte. Über das Eichhorn, am Stadgarten vorbei folgte der gleichende Lustrieße dem Lauf des Rheins. Unbeschreiblicher Jubel brandete von den dichtgefüllten Straßen, von

Der Vater,  
Graf Friedrich  
von Zeppelin

(Im Jahre 1906 das  
Land gestreift,  
September 1907  
auf der Vater-  
landsreise seinen An-  
sichtspunkt wundertoller  
über dem See, als  
am Nachmittag  
das Leis des Luft-  
schiffes am Himmel zeigte  
hoben, am Stadtpark  
folgte der glücklichen  
auf dem Lauf des Wassers  
über Tubel kreuzten  
angefüllten Straßen, von

Die Mutter  
Graf Zeppelins,  
Gräfin Amalie,  
geb. Macaire  
d'Hogguer



Fenstern und Dächern empor und mischt sich in das Surren der Propeller. Hüte- und Tücherschwenken wurde aus den Gondeln freudig erwidert. Von Stromeyersdorf ging die Fahrt über Girsberg, und bald wurde auch das Döbele, schwarz von Menschen, überflogen. Einige elegante Manöver über dem Stadtgarten, und langsam entschwand der hohe Besuch in Richtung Manzell. Oberbürgermeister Weber schickte ihm sogleich ein Glückwunschtelegramm nach, wofür Graf Zeppelin seiner „lieben Vaterstadt“ postwendend herzlich dankte. Es

waren Tage zwischen Jubel und Trauer; denn am nächsten Morgen verschied auf der Mainau Großherzog Friedrich I.

1½ Jahre später erst sollten die Konstanzer ihren hohen Gast aus nächster Nähe kennen lernen. Er landete — als 31 von der Militärverwaltung übernommen — unter Führung von Major Sperling glatt auf dem „Exi“. Die Begeisterung war nicht minder groß.

Inzwischen aber hatte das Werk des Grafen viele Höhen und Tiefen durchwandern müssen. 1908 verließ

23 IV die Halle. Es schien ein glücklichst Schiff, als es am 1. Juli über Konstanz steuerte, um in 12stündiger Fahrt bis tief ins Herz der Schweiz vorzustößen. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten“. Der Graf sollte es bald schmerzlich erfahren. Vorher aber kamen noch Tage voll Glück und Glanz.

#### Der Graf und die „Früchtle“.

Bei der ersten Fahrt über das Dächermeer der Stadt Konstanz im Jahre 1907 war 23 III in majestätischem Zuge auch über die Oberrealschule gegliitten. Helle Begeisterung bei Schülern und Lehrern. Mit dem Unterricht war es für den ganzen Tag aus. Am Nachmittage hockten die Oberprimaner zusammen und fabrizierten ein gemeinsames Glückwunschsreiben an den Grafen, das Herbert Holzer mit humorvollen Zeichnungen schmückte. Wenige Tage später kam der Gezeierte selber zum „Alten“ und lud die ganze Prima ein nach Friedrichshafen. Am 22. Oktober 1907 holte die Motornacht des Grafen die Klasse in Konstanz ab. In Friedrichshafen Besichtigung der Halle und des Luftkreuzers unter persönlicher Führung des Erfinders, Eintrag der werdenden Multi ins Fremdenbuch, Einladung nach Immenstaad. Dort gemütliches Zusammensein mit dem Grafen, der in die Lieder der Jugend froh einstimmt und für eine Ansprache des Oberprimaners Harzenborf mit herzlichen Worten dankte.

¼ Jahre später war es wieder den Konstanzer Oberrealschülern vorbehalten, den Sturm der Ehrungen zum 70. Geburtstag des Grafen zu eröffnen. Sie steckten sich hinter seine Tochter, und diese verstand es, am Abend des 7. Juli ihren Papa nach dem Inselhotel

zu locken. Der war nicht wenig überrascht, als so gegen 10 Uhr sich plötzlich rund 200 jugendliche Fackelträger — auch das Pennal hatte sich angeschlossen — auf der Hotelterrasse aufmarschierten. Schiller-Beethovens herrlicher Hymnus an die Freude rauschte zum sommerlichen Abendhimmel auf, begleitet von der ganzen Stadtmusik. Rede und Gegenrede. „Es kommt nicht darauf an“, betonte der Graf, „daß jeder ein Erfinder ist, sondern vielmehr darauf, daß ein jeder in seinem Teile treu sei und sein Werk tue mit Gott, daß er seine ganze Kraft daran wende.“ Deutscher Arbeit deutscher Wissenschaft und deutscher Treue galt das Hoch des Grafen. Deutschlandlied, Abmarsch zur Rheinbrücke, dort ein Hoch auf den Eroberer des Lufttraums, das war der Vorabend eines bedeutungsvollen Tages.

Eng und herzlich blieben die Beziehungen. Mancher Drahtgruß ging noch hin und her zwischen Friedrichshafen und der Oberrealschule. 1913 machte der Graf seinen jungen Freunden eine Stiftung, die alljährlich einem Schüler eine Reise nach München zum Besuch des Deutschen Museums ermöglichen sollte. „Mit meiner Stiftung verbinde ich den lebhaften Wunsch, daß sie manchem Schüler meiner lieben Vaterstadt, deren Ehrenbürger zu sein, ich mich mit stolzer Freude bekenne, zum Nutzen und Segen gereichen möge“, so schrieb der Graf der Schule, die später seinen Namen annahm zum ewigen Gedächtnis der frühen Verbundenheit der Anstalt mit dem großen deutschen Manne und Erfinder.

#### Ehrenbürger von Konstanz.

Es ist ein ehrendes Zeichen für Konstanz, daß der Graf seinen 70. Geburtstag nicht an der Stätte



Gedenktafel  
am Insel-Hotel

der Arbeit, sondern der seiner Geburt verbrachte. War es die Jugend, die ihm am Vorabend zjubelte, so kam am 8. Juli selber sozusagen das amtliche Deutschland zu Wort, Fürsten, Parlamente, Städte, Universitäten, das Offizierskorps usw. Mit am meisten aber freute sich das Geburtstagskind über das Ehrenbürgerrecht, das ihm seine Vaterstadt verlieh. Als ihm im Speisesaal des Inselhotels die von Heinrich Schmidt-Becht entworfene und ausgeführte pergamentene Urkunde von Oberbürgermeister Weber mit ehrenden Worten überreicht wurde, da dankte Graf Zeppelin in sicht-

licher Rührung. „Ich bin“, führte er aus, „ein Kind meiner Zeit und meiner Vaterstadt, mit der ich so eng verknüpft bin. Ich habe hier so viele Lehren empfangen, die ich für mein jetziges Tun brauche. Schon früh habe ich den Fischen und Enten im Kanal zugehört, habe die verschiedenen Bewegungen der Fische verfolgt und den vom Winde geführten Rauch beobachtet. — Ich stamme aber auch mütterlicherseits aus einer Familie, die drei Generationen vor ihrem Aussterben durch ihr frisches, unternehmendes Wesen und ihren Weitblick viel für die Stadt Konstanz hat tun dürfen.

Ich freue mich, daß mein Werk mit Gottes Hilfe in meiner Vaterstadt solche Anerkennung gefunden hat. Ich bitte Sie, der Bürgerschaft der Stadt Konstanz meinen herzlichsten Dank zu übermitteln.“

In Girsberg klang der denkwürdige Tag erhebend aus. Fackelzug, Reden, Feuerwerk. Die Herzen des Volkes schlugen dem Grafen die-seits und jenseits der Grenze entgegen.

Es war kein Strohfeuer, denn es hielt an, auch als das stolze Luftschiff LZ IV bei Echterdingen am 5. August den Elementen zum Opfer fiel. Konstanz kommt die Ehre zu, als eine der ersten Städte im Reich ausgerufen zu haben zu der Volksspende, die das Werk des Grafen rettete. Begeistert der Aufruf der vereinigten Schuljugend unserer Stadt an die gesamte Jugend Süddeutschlands. „Zeigt, daß ein guter Saft im grünen Holz der deutschen Eiche gärt!“ Auch der Stadtrat sandte sofort dem Grafen ein Telegramm und rief schon am 6. August die Bürger zur Hilfe auf. Am 7. August stand eine Abordnung der Stadt vor ihrem Ehrenbürger in Friedrichshafen. Mut brauchte sie dem Ungebeugten nicht zuzusprechen.

#### Ritter ohne Furcht und Tadel.

Vollendete Liebenswürdigkeit und echte Ritterlichkeit gehörten zu den markantesten Wesenszügen des Grafen. Sein männliches Werk vertrug sich ausgezeichnet mit hevalresker Verehrung des Ewig-Weiblichen. In den Tagen vom 19. bis 21. August 1913 fand in Konstanz der 10. deutsche Binnen-schiffahrtst Kongreß statt, an dem sich auch Öster-reich-Ungarn und die Schweiz beteiligten. Natürlich konnte Graf Zeppelin bei einer für seine Hei-

mat so wichtigen Tagung nicht fehlen. Als beim Frühstück im neu umgebauten Konzilsaal seine prächtige Gestalt erschien, erhob sich alles von den Sätzen und die Versammlung von vielen hundert an-gesehenen Gästen begrüßte den Gra-fen mit lautem Jubel. Bald ist Konstanz' großer Ehrenbürger um-ringt von 12 hübschen Ehrendamen in ihrer kleidsamen geschichtlichen Tracht. Der Graf ließ sich nicht lange bitten und willfahrte gerne dem Wunsch der Damen, sich in ihrer Mitte aufnehmen zu lassen. Noch heute wird das hübsche Ge-legenheitsbildchen in vielen Konstanz-er Familien mit der Unterschrift des Grafen als liebe Erinnerung aufbewahrt. Auch am abendlichen Festessen im Inselhotel stand der große Erfinder im Mittelpunkt des Interesses. Zweimal ergriff er das Wort zu bedeutsamen Reden.

#### Einzug in Walhall.

Ein Jahr später rollten bereits über Europa die eisernen Würfel. Was die Zeppeline im Kriege lei-steten, wie sie später weiteste Räu-me in kürzester Frist überwandten, gehört der Geschichte an. Dem ge-nialen Erfinder blieb das bittere Ende zu erleben erspart. Am 8. März 1917 brach sein edles Herz, der unentwegte Kämpfer zog unbe-siegt ein in Walhall.

Noch einmal flammte in trau-rigster Zeit das Gedächtnis des Großen an seinem Geburtstage in seiner Vaterstadt mahnend und wegweisend auf, als am 8. Juli 1920 am Ufer des von ihm so ge-liebten Sees das Denkmal von der Stadt übernommen wurde, das symbolisch das Werk seines Lebens versinnlicht. Zu Füßen des Mah-nmals standen die Vertreter der Behörden, Schulen und Bürger-

schaft neben den früheren Mitarbeitern des Heimgegangenen. Auch Graf und Gräfin Brandenstein-Zeppelein wohnten der schlichten Feier bei. Wie anders wurden der 100. Geburtstag, der 25. Todestag des Lustgrafen begangen. Erfüllt

hat sich das Wort, das er sterbend sprach: Ich habe das volle Vertrauen... Der Tod nahm ihm das letzte Wort aus dem Munde, aber wir wissen, daß er vertraute auf die Zukunft seines Werkes, auf die Zukunft des Reiches.

## *Fazählte Kleinigkeiten*

In Paris lebte damals ein Kardinal, dem man gewisse amouröse Neigungen nachsagte. In einer Gesellschaft wurde vor ihm gewarnt mit den Worten:

„Es mag sein, daß Eminenz ein frommer Mann ist; aber es steht außer Zweifel, daß er mehr Schäfer als Hirt ist!“

\*

In einer Gesellschaft von Jüngern und Jüngerinnen Thaltas sprach man über die Klatschsucht, die sich gerade des Privatlebens der Schauspieler so oft bemächtigt.

„Na, über mich mag man reden, was man will, mich kümmert das nicht!“ sagte eine nicht mehr junge Schauspielerin. „Ich gehe darüber hinweg und hülle mich nur in den Mantel der Tugend.“

„Ist das nicht ein bißchen wenig? Ich möchte Ihnen raten, sich etwas wärmer anzuziehen, es könnte sonst leicht geschehen, daß Sie sich erkälten!“ sagte lächelnd der anwesende Joseph Rainz.

\*

Molière hatte seinen Tartüff beendet. Das Stück sollte in Paris zur Aufführung kommen, der alles gespannt entgegen sah, weil es sich herumgesprochen hatte, daß der Dichter der Gestalt des Heuchlers Tartüff Züge des damaligen Polizeipräsidenten von Paris gegeben habe.

Dem Polizeipräsidenten war dieses Gerücht natürlich auch zu Ohren gekommen, und weil er die Gefahr sah, lächerlich gemacht zu werden, verbot er die Aufführung im letzten Augenblick.

Molière raste, tobte, aber er konnte gegen das Verbot nichts ausrichten. Es gelang ihm aber, sich wenigstens etwas zu rächen. Das tat er, indem er vor den Bühnenvorhang trat und die Zuschauer mit folgenden Worten von dem Verbot in Kenntnis setzte:

„Meine Damen und Herren! Ich muß Ihnen leider die Mitteilung machen, daß die Aufführung des Tartüffs soeben verboten worden ist. Der Herr Polizeipräsident wünscht nicht, daß man ihn auf der Bühne darstelle!“

Die Erschienenen merkten natürlich den Doppelsinn in des Dichters Ankündigung und quittierten mit donnerndem Beifall.

\*

Karl Muck leitete einmal eine Probe, bei der die Geiger an einer bestimmten Stelle andauernd falsch einsetzten.

Wiederholte Ermahnungen fruchteten nichts. Da legte Muck endlich unwillig den Taktstock beiseite und sprach die klassischen Worte:

„Meine Herren, ich möchte nur wissen, was Sie eigentlich gegen die Zuhörer haben!“

# Gefangen auf dem Hohentwiel

Im Juli 1759 fuhr eine geschlossene Kutsche südwärts durch den Hegau, dem Hohentwiel zu. Es war ein sonderbares Gefährt. Voran ritten drei Husaren, an dem Schlag ein Offizier und hinten wieder drei Husaren. Weithin wogten die Kornfelder, und die Bauern standen da und dort und namentlich in den Dörfern verwundert am Weg. Der Wagen hatte in Engen vor einem Gasthause Mittagsrast gehalten, wo die Insassen, ein Unteroffizier und zwei Soldaten, sich zusammen mit den reitenden Begleitern gütlich getan, indes der arme Gefangene, den sie unter also scharfer Bewachung mit sich führten, die Kutsche nicht verlassen durfte. Die Sonne brannte auf das lederne Wagendach, aber kein Glas durfte herabgelassen werden, und niemand würdigte den Gefangenen eines Wortes. Wenn aber, der Enge des Weges halber, der Offizier nicht neben dem Wagen reiten konnte oder sich sonst entfernte, ließen die Soldaten, die mit aufgezopftem Bajonett links und rechts neben dem Gefangenen saßen, doch die Gläser herab. In der Nähe des Krähens mußte das Gefährt mehrere Stunden wegen eines gebrochenen Rades stillliegen, da fragte ihn einer der Wächter, ob er der Bürgermeister von Stuttgart sei oder ein Mitglied des Parlaments, und als er dies bejahte, bezeugte er ihm Ehrfurcht und Mitleid, und der andere Wächter meinte, er sei ein armer Teufel, aber er wollte gern ein Stück von seinem Vermögen geben, daß ihm, dem Gefangenen, dieses nicht begegnet wäre. So kam die Kavalkade endlich gegen Abend am

Hohentwiel an, und die Sonne versank hinter dem Randen, als die Kutsche langsam die Bergstraße hinauffuhr. Den letzten Teil des Weges zur Festung mußte man den Gefangenen unter den Armen hinauf führen, da er nicht mehr gehen konnte. Oben wies ihm der Kommandant ein in seiner Art gutes Zimmer an, das er nun über fünf Jahre nicht mehr verlassen sollte.

Der nächste Tag überraschte den Gefangenen beim Blick aus den uralten Fenstern, die in die dicke Mauer eingelassen waren, mit einem der schönsten Prospekte der Welt auf die umliegende Gegend, die Stadt Konstanz, den oberen und unteren Bodensee nebst der Insel Reichenau, wie auch die Tiroler und Schweizer Gebirge auf welchen auch jetzt, im heißesten Sommer, noch große Felder mit ewigem Schnee lagen.

Der schwäbische Landschaftskonsulent Johann Jakob Moser, den wir hier in die traurigste und schmerzvollste Zeit seines Lebens begleitet haben, war damals 58 Jahre alt. Der Herzog Karl Eugen von Württemberg, derselbe, gegen dessen Willkürregiment sich Schiller in seinen „Räubern“ wandte und vor dem er schließlich nach Mannheim floh, hatte Moser durch einen Geheimen Kabinetts-Sekretär am 12. Juli 1759 nach Ludwigsburg gerufen, wo er ihm in eigen höchster Person etwa folgenden Vortrag hielt: Weilen alle Meine bisher gegen ihn erlassenen Resolutionen nichts gefruchtet, sondern die Landschaft mit ihren respektswidrigen und ehrwürdigen Schriften noch immer fortfährt, so sehe Ich Mich ge-

Sonne ver-  
t, als die  
Bergzüge  
Teil des  
man den  
rmen hin-  
mehr gehen  
der Kom-  
Art gutes  
über fünf  
m sollte.  
sichte den  
s den ur-  
die bide  
en, mit  
pette der  
Gegend,  
eren und  
er Insel  
Tiroler  
auf wel-  
er Som-  
wagem

istkon-  
er, den  
ite und  
Lebens  
als 58  
Eugen  
gegen  
Schiller  
dte und  
Mann-  
sch einen  
etär am  
wigsburg  
igen höch-  
en Vortrag  
eine bisher  
evolutionen  
n die Land-  
eltswidrigen  
iten nach im-  
Ich Mich ge-

Die Feste  
Hohentwiel im  
17. Jahrhundert  
(Nach einem  
Stich von Merian)



nötigt, Mich seiner, als des Konzipistens Person zu versichern und ihn nach Hohentwiel zu schicken. Ich werde die Sache durch die allerschärfste Inquisition untersuchen lassen, worauf Moser nur antwortete: Euer Durchlaucht werden einen ehrlichen Mann finden. Er wurde hierauf abgeführt, und gleichzeitig wurden in seiner Stuttgarter Wohnung seine Schriftstücke und Briefe durch einen Geheimen Sekretär weggenommen, und in der Stuttgarter Zeitung erschien ein vom Herzog veranlaßter Rechtfertigungsartikel.

Nun befand sich der Landschaftskonsulent auf der Bergfeste in hartem Gewahrsam. Niemand durfte ihn sprechen, auch kein Geistlicher; wenn ihm das Essen gebracht wurde, mußte allemal der Kommandant zugegen sein. Er erhielt keine Bücher, auch kein Kaffee oder Tee ward ihm bewilligt und kein Pfleger, als ihn das Gliederweh hart heimsuchte. Als man ihm endlich einen Medicum gestattete, war

wiederum der Kommandant, der dem Herzog bei Verlust seines Kopfes verantwortlich war, daß Moser mit niemand sprach, zugegen, und so durfte sich der Gefangene nur über seine Krankheit und nur laut unterhalten. Sein Leiden verschlimmerte sich indes zusehends, und er wurde schließlich so schwach, daß er lange das Bett hüten mußte. Als er vor Mattigkeit eines Abends das Licht nicht löschen konnte, besuchte ihn der Kommandant, und dessen Hund legte sich mitfühlend vor sein Bett.

Das anfänglich ausreichende Essen war jedoch so unreinlich gekocht, daß der Gefangene ein Jahr lang abends nur Suppe genoß. Der nächste Wirt ließ Moser nur so wenig Essen zukommen, daß man sagen konnte: Zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Die gesundheitlichen Einrichtungen waren denkbar schlecht, nicht einmal zur Notdurftverrichtung durfte der Gefangene seine Stube verlassen, wie er in seiner von ihm selbst be-

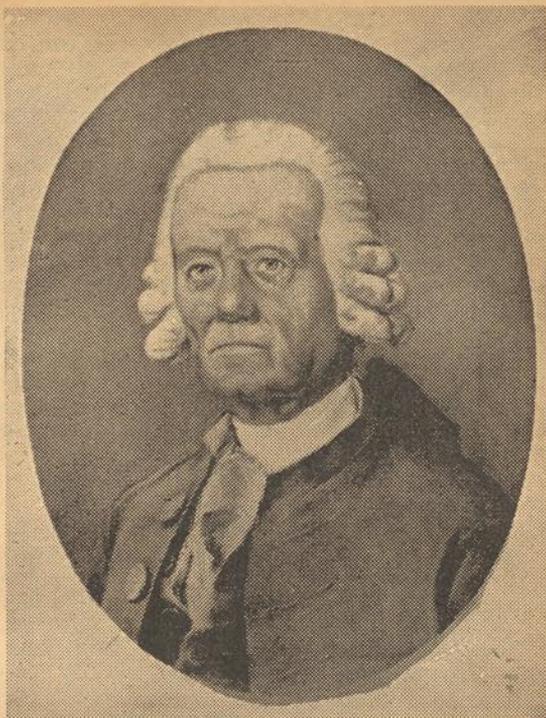
schriebenen Lebensgeschichte erzählt. Schier unerträglich aber war dem geistig reglamen Mann das Abgeschlossensein von jeglichem Bildungsgut. Auch Papier, Tinte und Feder waren ihm versagt. So stach er denn in das gefärbte Papier seiner Arzneien Verse mit einer Stecknadel. Als ihm seine Frau eine Pergamentschiefertafel schickte, nahm man ihm das dazugehörigen Bleistift weg, worauf er sich teils mit der Spitze seiner silbernen Schuhschnallen, teils mit dem Stiel seines silbernen Löffels beim Schreiben behalf. Als die Schiefertafel durchgeschriebener war, kratzte er mit der Lichtpuhschere seine Verse auf die weiße Wand seiner Stube, die schließlich ganz damit überschrieben war. Bei seinen Büchern — Bibel, Predigt- und Gesangbuch hatte man ihm endlich bewilligt — benützte er, wie Othmar Schönhuth erzählt, alle weißen Stellen, um mit der Lichtpuke und Schere, die er beide zu dem Ende am Ofen wegte, seine Verse einzuschreiben. Auch Briefe, die vorher durch des Kommandanten Hand gehen mußten, gebrauchte er zu diesen Zwecken. Auf solche Weise schrieb Moser über 1000 geistliche Lieder, welche später in zwei Oktav-Bändchen zu 114 Bogen herauskamen. Vergeblich wartete er Jahre hindurch, daß man ihm Gelegenheit gäbe, sich zu rechtfertigen. Wie oft mag er sehnsüchtigen Auges in die Landschaftspracht hinausgeschaut haben, die sich ihm vom Fenster seines Gefängnisses darbot, wie mag er nach hartem Winter den Frühling herbeigesehnt haben, dessen Sonne auch wärmend in sein elendes Gemach schien, wie manchmal mögen seine Blicke mit den Wolken gewandert sein, die der Weststurm zum fernen Bodensee hinübertrug, oder die der

Föhn von den Schneebergen brachte, wie manches Mal aber mag er auch, der Verzweiflung nahe, gewünscht haben, wenn ein Gewitter den Berg umtöbte, daß ein Blitz sein Gefängnis zertrümmern und ihn von seinem erbarmungswürdigen Dasein erlöse. Wie lange mögen ihm die trüben Wintertage erschienen sein, die frühen Abende besonders, wenn ein mattes Licht sein Festungsgemach kaum erhellte, und gar die langen Nächte! Dann wanderten seine Gedanken sein Leben zurück. Er sah seine glückliche Kindheit in Stuttgart, seine frohen Studentenjahre in Tübingen, wo er hernach selbst als Professor die Rechtswissenschaft lehrte, seine Regierungsbeamtenschaft in Wien, seine Gelehrtenzeit in Frankfurt an der Oder, seine Arbeit im Vogtland und in Hanau und schließlich die ihm in seinem 50. Lebensjahr übertragene Aufgabe als Landschaftskonjulent in seiner Heimat. Bitter stieg es dann immer wieder in ihm auf das Unrecht, das man ihm als dem angeblichen Verfasser der wider den Herzog gerichteten Schriften angetan und womit man ihn, den Unschuldigen, gefangen hielt. Er dachte an seine Familie und alle die Arbeiten und Pläne, die er nun nicht verwirklichen konnte.

So verrannen ihm untätig die Tage, Wochen, Monate und Jahre. Der Frühling nahm das Schneetuch von der weiten Landschaft, befreite den fernen Bodensee vom winterlichen Eis und bedeckte die Hügel und Hänge des Hegaus mit dem Gelb des Löwenzahns und dem Weiß der Blütenbäume, der Sommer zeigte die wogenden Fruchtfelder und die fleißigen Bauern auf Äckern und Wiesen, der Herbst senkte Nebel über Wald und Flur,

bergen brach  
aber mag er  
ig nahe, ge  
ein Gemitter  
as ein Ritz  
immen und  
nungswürdi  
e lange mi  
ertage et  
en Abende  
attes Licht  
um erhellt,  
üchte! Dann  
anken sein  
ne glückliche  
eine frohen  
ingen, wo  
weshalb die  
eine Re-  
Wien, seine  
ankunft an  
im Bogi-  
schließlich  
ebensjahr  
als Land-  
r Heimat.  
er wieder  
das man  
Verfasser  
berichtet  
omit man  
gefangen

tätig die  
und Jahre.  
Schneetuch  
it, befreite  
om winter-  
die Hügel  
is mit dem  
s und dem  
ne, der Som-  
den Fruchst-  
n Bauern wei  
er Herbst jeht  
id und Jahr,



Johann Jakob Moser

dichte Nebel, aus denen der Hohentwiel ins Sonnenlicht aufragte, der Winter endlich brachte Kälte und dem einsamen Gefangenen zu den seelischen Leiden den durch sein Gliederweh bedingten körperlichen Schmerz. Verloren sah der Strafrechtslehrer Johann Jakob Moser in seinem Festungsgefängnis, aller seiner wissenschaftlichen Tätigkeit fern, fern seiner Familie und fern dem Weltgeschehen. Indessen ging der Siebenjährige Krieg zu Ende, der alte Friß zog 1763 nach glorreich erkämpftem Sieg und von ganz Deutschland gefeiert, in seiner Hauptstadt ein, und 1764 bot der

Herzog dem Gefangenen die Befreiung an unter der Bedingung, „die begangenen Fehler zu bereuen und Abbitte zu leisten“, worauf Moser antwortete, er begehre nicht seine Freiheit „mit dem Verlust seiner Ehre zu erkaufen“. Wenn er aber am 25. September 1764 doch aus der Haft entlassen wurde, so verdankte er dies dem Befehl des Reichshofrats und letztlich den Vorstellungen des großen Königs, in dessen Vaters Diensten er in Frankfurt an der Oder seiner Zeit auch gestanden.

Schmerzvoll war für den endlich Befreiten bei seiner Rückkehr in die

Heimat die Nachricht, daß der Gram seine Gattin während seiner Gefangenschaft dahingerafft, freudig aber der herzliche Empfang, den ihm seine Landsleute zuteil werden ließen, und voll Genugtuung und Ehrfurcht vor dem Walten der Vorsehung erfuhr er, daß ihn der Herzog „nicht nur für schuldlos erklärte, sondern auch als Landschaftskonsulenten wieder einsetzte“. Moser lebte nun in Stuttgart seinem Amte und seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, er verfaßte mehrere rechtswissenschaftliche Werke und auch seine eigene, bereits erwähnte Lebensbeschreibung. Trotz der vielen Entbehrungen während seiner fünfjährigen Festungshaft auf dem Tüwel erreichte er das hohe Alter von 84 Jahren und starb ein Jahr vor Friedrich dem Großen, im Herbst 1785, nachdem er sich noch 21 Jahre seiner Freiheit und Rehabilitierung hatte erfreuen dürfen...

Von allen diesen mit Ruinen alter Ritterschlösser bedeckten Bergspitzen, sagte auf ihrer Reise durch den Hegau an den Bodensee bei der Fahrt von Engen südwärts im Juni 1782 die Frau des Göttinger Bibliothekars Christoph Meiners zu ihrem Gatten, ist mir doch keine so ehrwürdig als der Hohentwiel, wo mein verehrungswürdiger Großvater manche kummervollen Jahre in dem härtesten Gefängnisse zugebracht hat. Der Anblick dieses Felsberges und seiner Festung weckt in mir Mitleid und Freude und mancherlei Empfindungen. Lassen wir doch den Wagen nach Singen vorausfahren und ersteigen wir den Hohentwiel!

Am Abend desselben Tages schrieb dann das Ehepaar Meiners von Konstanz aus über seine Erlebnisse beim Aufstieg auf den Tüwel

an den Herrn Landschaftskonsulenten, den lieben alten Großvater in Stuttgart, u. a. folgende Zeilen: Wir kletterten mutig die ersten Anhöhen oder Absätze hinan, mußten aber doch wegen der großen Hitze einigemale Halt machen, und in diesen Pausen erblickten wir auf einmal den ganzen Bodensee mit seinen reizenden Inseln. Selbst in die untere Festung wurden wir nicht eher eingelassen, bis wir unser Empfehlungsschreiben, das wir von Stuttgart mitgebracht hatten, vorzeigten und einen Soldaten mitnahmen, der uns in das Haus begleitete, welchem wir empfohlen waren. Unter der Leitung von ebenso gefälligen als sicheren Führern gingen wir allenthalben hin, wohin es uns erlaubt war. Wir sprachen den alten, schlichten Gefangenenwärter, der dir so lange und so treulich gedient hatte und der sich außerordentlich freute, eine Enkelin des ihm so teuren Rechtskonsulenten zu sehen. Wir genossen endlich die entzückende Aussicht, die du mit viel Wärme und Wahrheit in deiner Lebensbeschreibung schilderst. Nachdem wir unsere Augen und Herzen genug geweidet hatten, gingen wir auf einem bequemen Fußstege nach Singen hinunter, von woher du einst das Singen in der Kirche hören konntest. Diese ganze Seite des Berges war mit großen Felsstücken und ganzen Haufen von Gras bedeckt, welche die Zeit vom Felsen abgerissen hatte. Die obere Festung liegt auf dem bloßen Felsen, der von allen Seiten, die einzige ausgenommen, von welcher man hinaufkommen kann, fast senkrecht und unersteiglich abgesehnitten ist, doch glaubten wir hin und wieder Stellen bemerken zu können, über welche einige für ihre Freiheit alles wagende Ge-

fangenen heruntergekommen sein könnten. Ich begreife kaum, warum man Fremde nicht ohne ausdrückliche eigenhändige Erlaubnis des Herzogs auf die obere Festung läßt. Gegenwärtig soll dort nur ein einziger Staatsgefänger, ein Herr von Knobelsdorf, sitzen, der ehemals in preußischen Diensten war und vor etwa zwölf Jahren einige junge Leute von der herzoglichen Garde verführen wollte. Wahrscheinlich hat der Kummer über sein langwieriges Gefängnis und noch mehr die häufigen Anfälle von Wut über die vereitelten Hoffnungen und Entwürfe seines Glücks und über die in einem finstern und schimpflichen Kerker wegschleichen-

den schönsten Jahre seines Lebens sein Gehirn verrückt. Wenigstens schreit er der Sage nach manchmal wie ein Besessener und stößt die gräßlichsten Schmähungen gegen den Herzog mit einer so furchtbaren Stimme aus, daß man sie in großen Entfernungen hören kann. Du wirst mit mitfühlender Anteilnahme von diesem Schicksal hören, und wie froh sind wir, dich in Freiheit und Gesundheit und wohlgeborgen in Stuttgart zu wissen. Der Besuch aber auf dem Hohentwiel wird uns, gerade im Gedächtnis an dich und deine traurige Festungshaft, unvergessen bleiben.

Otto Weiner.



Der Feldpostbrief

Scherenschnitt von Anita Junghanns

# + Kaiser und Könige feiern Weihnacht in Konstanz

Ein historischer Streifzug von Werner Schenkendorf

Wieder ruht das Schicksal Europas auf der Spitze des deutschen Schwertes. In die Waagschale der Geschichte aber können wir nicht bloß das Schwergewicht unserer Siege in Ost und West werfen, sondern auch den zündenden Funken eines neuen Weltbildes, das formende Prinzip einer neuen kontinentalen Raumordnung. Es ist nicht das erste Mal, daß der Ruf zur Führung an das deutsche Volk erging. Die Ordnung Europas im Mittelalter wird in der Weltgeschichte als fundamentaler Beitrag zum Werden und Wachsen des Abendlandes seinen unverlierbaren Platz behaupten. Der mythisch-mythische Glanz, der noch heute im Volksbewußtsein die großen deutschen Kaisergestalten des alten Reichs umwittert, beruht nicht zuletzt auf dem Nimbus, der sie als Vollstrecker des europäischen Ordnungsauftrages umgibt.

Es war der Weihnachtstag des schicksalschweren Jahres 800, an dem diese deutsche Sendung und Aufgabe ihren sinnfälligen Ausdruck fand durch die Krönung Karls des Großen zum Kaiser des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“. Christlich-kirchlicher Universalismus und die germanische Führeridee hatten sich verbunden zur Ordnung des Abendlandes. Längst war dieses Reich vor dem Ansturm und Bündnis des päpstlichen Universalismus und des westlichen Nationalstaatsgedankens zum Schatten herabgesunken, als wieder

an einem Weihnachtstage im Frieden von Preßburg 1805 das abendländische Kaisertum still zu den Akten gelegt wurde. So steht ein Weihnachtsfest am Anfang und am Ende des ersten Reiches der Deutschen. In tausend Jahren seines Bestehens aber umgaben die deutschen Kaiser und Könige den Weihnachtstag immer mit feierlichem Glanze, und es galt als Bevorzugung einer Stadt, wenn das Reichsoberhaupt am Christfest in ihren Mauern einkehrte. Nicht weniger als 21 deutsche Könige und Kaiser, von Karl dem Großen bis Joseph II. weilten, zum Teil sogar mehrmals, in Konstanz; aber verhältnismäßig selten hören wir von kaiserlichen Weihnachtsfesten in der alten Bischofsstadt. Ein Zufall aber fügte es, daß diese weihnachtlichen Besuche in Konstanz nie mit den Glanzzeiten des Reiches zusammenfielen.

Genau 100 Jahre nach Karls Kaiserkrönung feierte Ludwig das Kind, der letzte Karolinger, das Weihnachtsfest am See, aber nicht in der Diözesanmetropole, sondern in Bodman, der kaiserlichen Pfalz Bodoma. Der kluge und starke Bischof Salomo III. von Konstanz, der sich mit Hatto von Mainz in die Regentschaft für den unmündigen König teilte, wollte offenbar den Knaben unter den Augen haben, und so begegnen wir Ludwig dem Kind schon im ersten Jahre seiner Regierung in Bodman. Es ist höchstwahrscheinlich, daß er in den Weihnachtstagen auch einmal seinem bi-

schölichen  
einen Bef  
1. Januar  
Rechtsre  
urkunde  
tung. Salo  
in der Han  
Gedicht an  
du flagt  
Kindes, d  
führt, hat  
Fürsten  
dem Go  
lieben he  
Kampf,  
handhab  
per und  
reisenden  
heimlicher  
den Küb  
Der k  
seiner  
lomo III.  
St. Gall  
kränlich  
lehrter,  
mann,  
er wäh  
tungsze  
kühner  
gewalt,  
gegen  
Stamme  
füßten si  
gegen die  
zialgewal  
Salomos  
der in K  
Christlich  
tisches J  
haupt war  
schonete  
Kampf zw  
pogsgewal  
der letzter  
Konrad in  
der Bischof  
Stadt. Die  
wir über d

Konstanz  
Lendorf  
...stange im Jahr  
1865 das erste  
mal will zu be  
... So nicht in  
... Anhang und  
... Reiches der Zeit  
... Jahren seines  
... den die damit  
... den Weimars  
... erlichem von  
... vorzugung von  
... Reichsoberhaupt  
... neuen ein  
... als 21 beutige  
... von Karl dem  
... weiten, zum  
... in Konstanz;  
... letzten Jahren  
... Weihnachts  
... Weimars  
... es, daß die  
... in Konstanz  
... ten des Rei  
... nach Karls  
... Ludwig das  
... inger, das  
... aber nicht  
... ole, sondern  
... lichen Volk  
... ad harte Bi  
... Konstanz, der  
... Mainz in die  
... unmündigen  
... offenbar der  
... Augen haben  
... ir Ludwig der  
... en Jahre lebe  
... nan. Es ist köst  
... er in der We  
... timal seinen Bi

schöflichen Vormund in Konstanz einen Besuch abstattete. Daß er am 1. Januar 901 in Bodman in einem Rechtsstreit zugunsten des Bistums urkundet, erhärtet diese Vermutung. Salomo hielt die Zügel fest in der Hand. In seinem lateinischen Gedicht an Bischof Dato von Verdun klagt er: „Die Schwäche des Kindes, das den königlichen Namen führt, hat uns seit langer Zeit des Fürsten beraubt. Das Alter dessen, dem Gott Reich und Zepter verliehen hat, ist weder brauchbar zum Kampf, noch fähig, das Gesez zu handhaben, sondern der zarte Körper und die zu tapferen Taten spät reisenden Kräfte flößen dem Einheimischen Verachtung, den Feinden die Kühnheit ein.“

Der hartköpfige, in der Wahl seiner Mittel unbedenkliche Salomo III. war gleichzeitig Abt von St. Gallen und Kanzler des ostfränkischen Reiches. Dichter und Gelehrter, Kunstfreund und Staatsmann, Berater dreier Kaiser, war er während seiner ganzen Regierungszeit (890 bis 920) ein zuverlässiger Kämpfer für die Zentralgewalt, die Reichs- und Kaiseridee, gegen die Eigenmächtigkeit der Stammeshäupte. Kirche und Staat stützten sich damals eben gegenseitig gegen die aufkommenden Territorialgewalten. Besonders eng war Salomos Verhältnis zu Konrad I., der in Konstanz im Jahre 911 das Christfest beging. Es war ein kritisches Jahr; Herzog Burghards Haupt war zwar gefallen; aber es zeichnete sich bereits der große Kampf zwischen Königs- und Herzogsgewalt ab, der mit dem Siege der letzteren enden sollte. Als König Konrad in Konstanz einritt, war der Bischof unbeschränkter Herr der Stadt. Diese erstreckte sich indessen nur über das Gebiet der alten Bi-

schofs- und der Niederburg. 906 hatte Salomo das erweiterte Stadtgebiet mit einer Ringmauer umschlossen. Schon vorher hatte er an der östlichen Seite des Münstershofes eine neue Pfalz gebaut, in der der königliche Gast abstieg. König und Kanzler werden am Feste des Friedens sicher nicht bloß über die hohe Politik gesprochen haben. Vielleicht zeigte der Bischof Konrad die zierlichen Abschriften seiner beiden großen Gedichte, die er an Dato gerichtet hatte, und nachdem der König dem Pontifikalamt beigezogen hatte — er thronte dabei wohl, allem Volke sichtbar, in der dem Reichsoberhaupt vorbehaltenen Loge im Chor, wie sie die romanischen Basiliken aufwiesen —, da wies der Bischof seinem hohen Gaste sicher voll Stolz den prächtigen Pelagius-Sarkophag und das von Tutilo gearbeitete kunstfertige Kreuz aus Gold und Edelstein nebst den anderen Sakralschätzen, mit denen er seine Bischofskirche schmückte. Viel wissen wir nicht über dieses Weihnachtsfest in Konstanz; denn es fehlt der Chronist, der den Besuch des Königs mit liebevollen Einzelheiten ausschmückte, ähnlich wie das Ekkehard hinsichtlich des Besuches in St. Gallen tat, wohin sich Konrad unmittelbar von Konstanz aus begab. Wenn aber der Gast ins Kloster nicht ohne reiche Geschenke kam, so dürfen wir annehmen, daß er auch seinem verdienten Kanzler nach Konstanz eine entsprechende Weihnachtsgabe mitbrachte. Und wenn Ekkehard die gesellschaftlichen Talente, den Witz und die gepflegte Tafelkultur des Bischofs rühmt, so liegt es nahe, daß sich der König und sein engeres Gefolge recht wohl in Konstanz fühlten. Daß Konrad auch später häufig hier einritt, stützt diese An-

nahme. Salomon wußte, warum er zur politischen Zentralgewalt hielt. Nur diese konnte ihn stützen gegen die dauernden Angriffe des Laienadels auf seinen Besitz. Das kirchliche Gepränge, das die Besuche des Reichsoberhauptes in Konstanz umgab, war gewiß nicht bar einer gewissen Frömmigkeit, aber es diente doch in erster Linie einem eindrucksvollen Zurschaustellen der Macht und Geschlossenheit von Reich und Kirche, die damals noch nicht ahnten, daß sie wenige Jahrhunderte später zu einem Kampf auf Leben und Tod gegeneinander antreten würden.

Wir müssen nun schon einige Jahrhunderte überspringen, ehe wir wieder einen König zum Christfest in Konstanz sehen. Es war während der großen Kirchenversammlung, als König Sigismund der Stadt seinen ersten Besuch abstatete. Aus dem kleinen Bischofsitz war ein mächtiges Gemeinwesen geworden, in dem Handel und Wandel blühten. Stattliche Mauern, Tore und Türme, stolze Kirchen und Klöster, öffentliche Gebäude und Junsthäuser zeugten vom Reichtum und Bürgerstolz der angesehenen Metropole am See, die längst der Hand des geistlichen Stadtherrn entwachsen war.

„Am 24. Dezember 1414 war der König“, wie Ruppert in seinen Beiträgen, auf Richental fußend, berichtet, „in Überlingen eingetroffen und hatte sofort dem Papste von seiner bevorstehenden Ankunft Nachricht gesandt. Alles rüstete sich ein in der Stadt, den König würdig zu empfangen. Es war die zweite Stunde nach Mitternacht in der Christnacht, als die Schiffe an der Fischbrücke anlegten. Man hatte sich in Überlingen nur kurze Rast gegönnt, weil der König das Christ-

fest zu Konstanz feiern wollte. Mit dem König kam seine Gemahlin Barbara, die bosnische Königin Elisabeth und die gleichnamige Gräfin von Wirttemberg, der Herzog Ludwig von Sachsen und zahlreiches Gefolge. Es war eine kalte Dezembernacht, und da man zu jener Zeit noch keine bequeme Salondampfer hatte, so läßt sich denken, wie die hohen Herrschaften auf der langen Fahrt in den offenen Schiffen mögen gefroren haben. Von den Schiffen ging man darum hinauf in die nahe Ratsstube am Fischmarkt, ruhte ein wenig und wärmte sich auf, und der Rat schenkte Malvasier. Am frühen Morgen zog man dann in großer Prozession zur Kirche, wo der Papst die erste Messe hielt, der König unter einem goldenen Baldachin, der vom Bürgermeister und dreien Räten getragen wurde, ebenso die beiden Königinnen unter einem Traghimmel, geleitet von allen Zünften mit brennenden Kerzen, so daß es von der Ferne ausah, als brenne ein Haus. Der König kniete in der Kleidung eines Diakons und mit der Krone auf dem Haupt auf der linken Seite des Altars und sang als Evangelier mit lauter Stimme das Evangelium. Auf der rechten Seite des Altars war für ihn und seine Gemahlin ein prachtvoller Thron errichtet, den die ersten Würdenträger des Reiches oder deren Stellvertreter mit den Reichsinsignien umgaben. Es würde zu viel Raum in Anspruch nehmen, wollte ich alle die Feierlichkeiten und Zeremonien dieses Tages beschreiben. Doch die Geduld und die Ausdauer müssen wir bewundern, mit welcher der König trotz der vorausgegangenen Strapazen in der Kirche bis nach 11 Uhr des Vormittags ausharrte.“

Noch einmal weilte der König



Umzug Kaiser Sigismunds in Konstanz

Nach Richental's Konzilchronik

während des Konzils in der Stadt (vom 27. Januar bis 21. Mai 1418), und ein drittes Mal kam er 1430. Der Anlaß war kein angenehmer. Sigismund schritt ein wegen des erneuten gewaltsamen Vorgehens der Zünfte gegen Rat und Geschlechter. Am 13. Dezember erließ er von Überlingen aus einen Richtbrief. Erst nachdem diese Richtung angenommen und der neue Rat gewählt war, hielt Sigismund seinen Einzug in der Stadt. Es war Samstag, der 23. Dezember, als der König zur Bischofspfalz zog. In seinem Gefolge ritten vier Herzöge, viele Grafen, Freiherrn und Ritter. Reich wurde der hohe Gast mit Geschenken von Bischof, Domkapitel und Stadt bedacht; nicht weniger als 60 Malter Hafer, 7 Fuder Wein, 2 Ochsen, 20 Schafe und viele Körbe mit Fischen wanderten zu seiner Hofhaltung.

Wieder erzählten die Chronisten des langen und breiten von dem kirchlichen Eifer des Kaisers, der fast täglich drei Messen hörte und dem Gottesdienst am ersten Weihnachtstage und am Dreikönigsabend im vollen Reichsornat beiwohnte. Wir wissen, was wir davon zu halten haben. Der letzte Luxemburger auf dem Reichsthron war zwar von wunderbarer Schönheit, jeder Zoll ein Herrscher, zugleich ein Mann der glänzenden Rede in sieben Sprachen, der durch Schmeichelei, Gleichnisse, Humor und Gedankensfülle den Hörer zu gewinnen wußte; aber den Priestern war er im Grunde seines Herzens abhold und spottete jedes Aberglaubens und Dogmas. Dafür liebte er wieder Prunk und Pracht — er starb bezeichnenderweise in vollem Reichsornat auf dem Throne sitzend — und war dem Trunk und schönen Frauen keineswegs abgeneigt. Man

verstand es damals im übrigen ausgezeichnet, kirchliche und weltliche Feste zu verbinden. So berichten die Chronisten mit einer gewissen Naivität vom Verlauf des Dreikönigsabends unter anderem folgendes: „Und war der König, Fürsten und Herren in der großen Stube auf der Pfalz, das geziert war mit schöngewirkten Tüchern und einem Stuhl mit samteneu Kissen und auch davor gebreitet Samt. Und legte man das heilige Kreuz darauf und dazu ein Becken, und sie sangen „hoftis Herodes, . . . und danach küßte der König das heilige Kreuz und legte in das Becken drei Gulden . . . Und danach gab man den Wein, welschen und deutschen, in großen schön verzierten Silbergeschirren.“

Mehr nach dem Herzen Sigismunds war sicher der folgende Sonntag, wo nachmittags allgemeiner Tanz im Kaufhaus stattfand, zu dem der König mit den Herzögen, Grafen und Herren erschien. Von da gingen die vornehmen Gäste in die „Kaz“, wo noch bis Mitternacht getanzt wurde. Dort scheint es aber recht steif zugegangen zu sein; denn die Frauen erkannten, wie der Chronist meldet, dem Tanz im Kaufhaus den Preis zu. Auch die Kaiserin Barbara, geborene Gräfin von Cilly, war keineswegs die gute Christin, als die sie sich in Konstanz aufspielte. Zugleich herrschsüchtig und lasterhaft, zettelte sie 1437 eine Verschwörung gegen ihren 70jährigen, kranken Gatten an und versprach dem blutjungen Wladislaw III. von Polen die Hand zum Ehebunde.

Nach Sigismund treffen wir kein Reichsoberhaupt mehr an Weihnachten in unserer Stadt. Nur die schöne Bianca, die Gattin Mazimi-

lians, feierte noch ein oder zwei Weihnachtsfeste hier. Nach dem Konstanzer Reichstage im Jahre 1507 begab sich der Kaiser zum Römerzug und ließ seine Gattin in den Mauern der Stadt. Hier blieb sie, in der Pfalz wohnend, fast zwei Jahre. Sie rettete in dieser Zeit durch ihre Fürbitte manchen armen Schlucker vom Galgen. Die kaiserliche Strohwitwe war aber gezwungen, Schulden zu machen, und mußte sogar ihren Schmuck versetzen. Vier Jahre dauerte es, bis die Konstanzer zu ihrem Gelde kamen. Jeweils an Weihnachten traf eine Abschlagszahlung ein. Es war also fast daselbe Glend wie unter Sigismund, der sich nicht einmal gescheut hatte, kleine Leute, Handwerker und Krämer anzupumpen.

Im übrigen war Bianca auch sonst nicht auf Rosen gebettet. Das heiße, herrische Blut der Sforza rollte in ihren Adern, und sie liebte den ritterlichen Maximilian tief und aufrichtig. Zwischen ihnen aber stand der Schatten Marias von Burgund, deren Tod der Kaiser nie verwinden konnte. Freud- und glücklos ist so das unerfüllte Leben Biancas wenige Jahre später in Innsbruck an einem Neujahrstage unter der Last der tränkenden Entfremdung von ihrem Gatten still verloschen. Auch die Glanzzeit der Stadt Konstanz war längst vorüber, und als der nächste Habsburger in ihren Mauern einzog, war die einst so stolze Freie Reichsstadt zum Rang einer vorderösterreichischen Provinzstadt herabgesunken.

### *Erzählte Kleinigkeiten*

Der sächsische Gesandte Globig kam bei einem Besuch der preussischen Hauptstadt an das Brandenburger Tor und begehrte Einlaß. Der Posten fragte ihn ordnungsmäßig nach seinen Papieren. Der Gesandte entgegnete:

„Die brauche ich nicht vorzuzeigen! Ich bin der Gesandte von Sachsen, Globig!“

Der biedere Wachtposten ließ ihn nicht durch und sagte energisch:

„Det is mir ganz ejal, uns jeht hier nißht an, wat Sie flooben zu sind, Ihre Papiere müßense doch vorzeijen, sonst laß id Ihnen nich rin!“

Der berühmte Zoologe Brehm war auf einer Abendgesellschaft. Man unterhielt sich nach dem Mahl über alles mögliche und kam u. a. auch auf die Tierkunde zu sprechen.

Eine der anwesenden Damen fragte Brehm:

„Sagen Sie, Herr Professor, ist es wahr, daß der Löwe unbestritten der König der Tiere ist, und daß es kein Tier gibt, vor dem er sich fürchtet?“

„Doch gibt es ein solches Tier!“ sagte Brehm. „Es ist die Löwin!“

\*

Wilhelm Grimm besuchte einmal einen Freund. Bei seinem Eintreten verabschiedete sich von besagtem Freund gerade eine auf „Jung“ zurechtgemachte Dame. Begeistert fragte der Freund:

„Nun, wie gefiel dir meine Freundin? Ist sie nicht entzückend wie ein Märchen?“

„Ja, allerdings!“ entgegnete Grimm. „Es war einmal...“

# Gottfried Kellers Stiefel

Von Wilhelm von Scholz.

Von den Stiefeln des Dichters Gottfried Keller wird dies und das erzählt. Zum Beispiel: daß Meister Gottfried sie auf der Freitreppe seines Hauses in Zürich gelegentlich abends ausgezogen und auf die Straße geworfen habe. Das mag geschehen sein wenn die Hauptfiguren zu Gottfried Kellers eigentlichem Stiefelabenteuer fehlten, nämlich die nächtlichen Heimführer des Herrn Staatschreibers, die ihn aus der „Opfalkammer“ oder dem „Pflauen“ zu leiten und im Gleichgewicht zu halten hatten. Aber vielleicht wird es erst aus dem Folgenden verständlich.

Ich habe einen alten Herrn aus Zürich, der Keller öfters nach einem Trunt den Liebesdienst des Heimbringens erwies, gut gekannt. Er ist vor wenigen Jahren als hoher Achtziger, der bis zuletzt rüstig und geistig lebhaft war, in Zürich gestorben. Es war der Professor Rohrer, einstiger Ordinarius für Ohrenheilkunde an der Universität, zugleich ein Sänger und Freund der Künste. Er saß als jüngerer Mann manchen Abend mit Keller bei schweigsamen Bechern, bei dem jede kleine Meinungsäußerung offenbar sehr viel Gewicht annahm, denn Keller hat ihn einmal gar zum Duell fordern wollen, was dann durch die beiderseitigen Freunde friedlich beigelegt wurde.

Der Rohbold aber, der Keller zeitweilig sein konnte oder wohl immer ein wenig war, der zeigte sich bei den Stiefeln. Rohrer und noch ein anderer hilfreicher Nachtgeist hatten den Dichter unter dem Arm und



Gottfried Keller

führten ihn zu seiner Wohnung, die damals im Stadtteil Enge lag. Die drei nähern sich in der hellen Züricher Sommernacht langsam und leicht schwanhend der kleinen Freitreppe vor der Kellerschen Wohnung. Dort angelangt, ersucht Keller die beiden Adjutanten um ihre technische Nothilfe, indem er ihnen, auf der ersten Stufe sitzend, die Füße zureicht. Als sie ihm die Stiefel höflich ausgezogen haben, streckt der noch immer auf seiner Stufe Sitzende den Zeigerfinger der Rechten aus und bittet darum, man möge ihm die Schlaufen der Stiefel

Stiefel  
da herüber streifen, damit er sie nicht verliere. Als die Stiefel an seinem Finger baumeln, kneift er ihn zusammen und drückt nun mit höchstem Vergnügen auf seine beiden Begleiter ein.

Soviel Groll hatte Gottfried Keller eben immer und gegen alle auf dem Herzen, daß er eine schöne Gelegenheit, diesem Groll Luft zu ma-

chen, nie vorübergehen lassen konnte. Und nun wird klar, was vorgegangen sein mag, wenn er seine Stiefel allein auszog und man sie seltsamerweise nachher auf der Straße fand. Da hat er sie ohne Zweifel einem vermeintlichen begleitenden Samariter, der aber zu seinem Glück nicht mehr mitgekommen war, an den Kopf geworfen!

## Konstanzer Eintopfessen 1548

Als die Konstanzer 1548 den Überfall der Spanier heldenmütig abgewehrt hatten, setzten sie die Stadt, eines neuen Angriffs gewärtig, in Verteidigungszustand. Die Frauen und Kinder hatten sich größtenteils in den Thurgau geflüchtet. Geblieben war u. a. zunächst noch die Hausfrau des Rats herrn und nachmaligen Bürgermeisters Junker Christoph Schult haß. Diese schickte den Ratsherren die in der ehemaligen Lorenzer Kirche am Obermarkt drei Tage und zwei Nächte in ihren Harnischen zusammenblieben, den Imbiß und das Nachtessen.

Schwieriger war es, die ganze wehrhafte Mannschaft der Stadt, die Tag und Nacht auf den Schanzen stand, zu verpflegen, da ja nach dem Abzug der Frauen niemand da war, der für die Verteidiger kochte und ihnen das Essen zutrug. Der Rat aber wußte sich zu helfen. Er ordnete öffentliche Verpflegung an. Das Spital mußte die Bürger, die an der Rhein- und Seeseite vom Ziegelturm bis zum Kreuzlinger Turm in Stellung lagen, zu Mittag mit Suppe und Fleisch oder anderem und des Abends mit gesottem Mus versehen, während das

Raiteamt die Leute auf der Landseite vom Kreuzlinger Turm bis zum Ziegelturm und auf den Schanzen im Paradies in gleicher Weise zu verpflegen hatte. Das Raite- oder Armenamt kochte im Seelhaus ab. Das Seelhaus, d. h. Pfündner- und Waisenhaus lag mit der Elendenherberge vereinigt, in der Kreuzlinger Vorstadt. Den Wein holte man aus dem Stauf, dem ehemaligen Konvikt der Domherren am Münster.

Es galt aber auch die Flüchtlinge zu verpflegen, die sich aus dem niedergebrannten Petershausen aufs linke Rheinufer gerettet hatten. Sie wurden teils dem Spital, das im ehemaligen Predigerkloster auf der Insel eingerichtet war, teils dem Seelhaus zugewiesen.

Man wußte sich in außergewöhnlichen Zeiten also auch mit außergewöhnlichen Maßnahmen zu helfen. Heute bedingt nicht Kriegsnot das Eintopfessen, sondern die Bürgerschaft ordnet sich freiwillig ein in die Front gegen Hunger und Kälte. Nicht Sorge sitzt mit zu Tische, sondern die Freude, ärmeren Volksgenossen so helfen zu können. W. Sch.



Sommer am See

## SOMMERMORGEN

Die Sonne grüßt den jungen Tag!  
 Noch träumt der weite Wiesengrund. —  
 Ein Häher streift schon durch den Wald  
 und gibt ihm seine Freude kund.

Im Blumenwald, am Bergeshang,  
 beginnt das Leben jauchzend schon,  
 es summt und klingt so wunderschön,  
 wie einer Geige sanfter Ton. — —

Der Hüterbub vom Dorfe zieht  
 mit seiner Herde auf die Au;  
 wie Perlen leuchtet silbern auf  
 im Sonnenglanz der frische Tau.

Der Wildbach springt geschwind bergab,  
 so wie ein Bub im Übermut!  
 Bald klingt das Arbeitslied im Tal,  
 das noch im Morgenfrieden ruht.

Karl Böke.

## Woher kommt der Name Seehase?

Als auf den Heerstraßen von Arbon und Pfin noch der erzklingende Schritt römischer Kohorten widerhallte, da schob sich zwischen die Adler der Legionen ein anderes gänzlich unlateinisches Feldzeichen. Es knisterte im Gebälk des alten Imperiums, und der Schutz der ständig bedrohten Grenzen war nur noch mit Hilfe eingeborener Hilfsstruppen möglich. Auch in Konstanz stand ein solches Kontingent, dem neben wenigen Kelten vorwiegend Alemannen angehörten. Diese Hilfsstruppe aber führte nach einer etwa aus dem Jahre 400 stammenden römischen Rangliste im Schilde einen gelben Hasen in blauem, rotgeränderten Felde. Das waren also die ersten „Seehasen“; denn es ist durchaus geläufig, daß der Name die Schildzier oder auch umgekehrt — wie hier — die Schildzier den Namen bestimmt.

Wie aber kamen wohl die tapferen Alemannen zu solchem wenig ruhmvollen Hasenpanier? Diese Frage führt tief hinein ins Halbdunkel germanischer Sage und Mythologie. Der Hase, noch heute in Sprichwort, Redensart, Orts- und Personennamen das vollstimmlichste und meist zitierte Tier, spielte in der Sagen- und Vorstellungswelt der alten Germanen noch eine wesentlich andere Rolle als jetzt. Er war neben Hinde und Vogel ein sogenanntes „weisendes Tier“, das den Held zu der bräutlichen Maid im heiligen, umgehagten Haine führt. Dit nimmt diese selbst die Gestalt des Hasen an, den Sage und Märchen bisweilen auch mit besonderen Heilswerten ausstatten oder zum Gefäß der Fülle

machen. Andere Spuren weisen darauf hin, daß der Hase Bote zwischen Diesseits und Jenseits war. Er übernimmt die Aufgabe des Götterboten, der ja bei den verschiedenen indogermanischen Völkern in wechselnder Gestalt auftritt. (Bei den Indern z. B. als Saranama, d. h. Sohn der Hündin Saranama, woraus im griechischen der bereits personifizierte Hermes wird.)

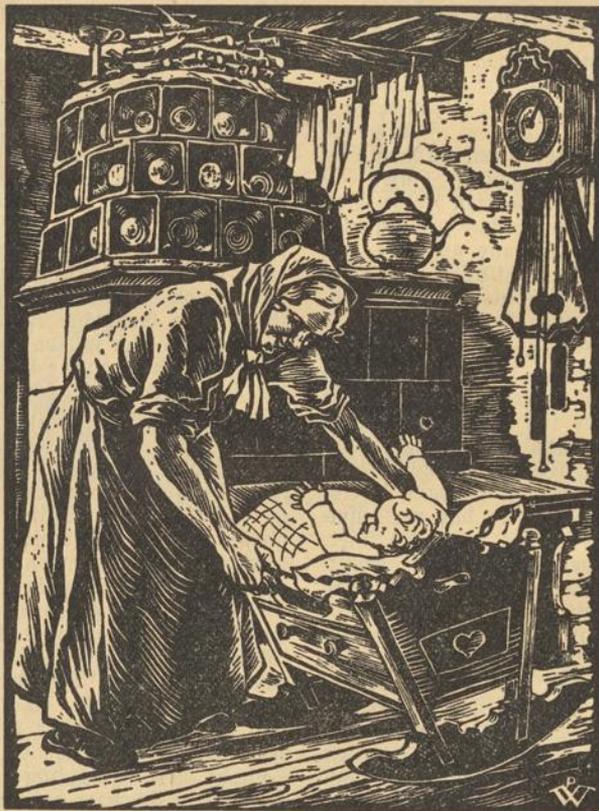
Wenn also die alemannischen Hilfsvölker den Hasen im Schilde führten, so wurde das sicher damals von ihnen als ein durchaus achtbares Wappentier empfunden. Weniger wohl von den Römern, und es wäre denkbar, daß sie den „Seehasen“ als Spottnamen ausbrachten, wie ihm auch heute noch eine leicht spöttische Note anhaftet. Spottnamen von fremder Seite sind häufig in der Geschichte übernommen worden. Warum soll das nicht auch hier nach Übertragung ins Deutsche der Fall gewesen sein.

So hat der „Seehase“ ein gar ehrwürdiges Alter, und die mancherlei Märlein und Deutungsversuche, die später, wie immer in solchen Fällen, im Volke sproßten, spielen wohl auch hinein in den etwa um 1500 entstandenen Schwank von den sieben Schwaben. Hier ist allerdings der Hase wieder zum Tier geworden, das nach mündlicher Überlieferung im Wald bei Schwaberloh saß. Aus dem letzteren Umstand wurde, sicher irrtümlich, gefolgert, daß die Grundlage des Schwankes die unglückliche Schlacht des schwäbischen Bundes gegen die Schweizer vor den Toren von Konstanz im Jahre 1499 sein

fönne. Das Thema von der Hasenjagd der sieben Schwaben wurde nebenbei endlos variiert. Einmal erscheint Freund Lampe sogar vielleicht ein Anklang an seine alte Wandelgestalt — als Personifikation des Teufels. Noch später taucht neben dem wirklichen Hasen unter den drei Schwaben selber ein Seehase auf. Jedenfalls ist der Name seit Jahrhunderten für die Alemannen am Bodensee geläufig. Er über-

trug sich insbesondere auch auf die Konstanzer Soldaten, womit der Ring von der Römerzeit bis in die Gegenwart sich schließt.

Späthälter zum Schlusse noch ein Hinweis auf Kluges etymologisches Wörterbuch. Es verzeichnet: schwäbisch Seehase = Meerschweinchen. Das geht entschieden zu weit! Seehase — schön, aber Meerschweinchen? Welcher ehrliche Seehase möchte sich so titulieren lassen!



An der Wiege

Holzschnitt von Rudolf Warnecke

## Der Grobschmied und die Kaze

Ablösung aus vorderster Linie. Ablösung von der Verfolgung des Feindes, der sich für einige Zeit in die schützenden Mauern einer Stadt zurückgezogen hat.

Die Männer am Geschütz der „Dora“ atmen auf. Achtungsvoll schauen sie auf das 8,8 cm Flak-Geschütz, das am Rohr mehrere Ringe als Zeichen für den Erfolg trägt.

Es sind harte Wochen gewesen, die hinter ihnen liegen, und es war nicht immer leicht für sie — denn kaum hatte man im Erdbe-schütz einige gutliegende „Koffer“ hinübergeschickt und einige Panzer zur Strecke gebracht — da hieß es auch schon „Fliegeralarm“ und das stählerne Rohr richtete sich gen Himmel, um der feindlichen Luft-waffe wirkungsvoll zu begegnen.

Kräftige Gestalten sind es — die Männer, die auf dem Gleisketten-fahrzeug nun zurückfahren, um Ge-schütz und Fahrzeug aufs neue ein-lakbereit zu machen.

Ein fast völlig vernichtetes Haus dient ihnen als behelfsmäßige Un-terkunft. Hier wird gepuht und ge-reinigt, als befände man sich auf dem Kasernenhof einer Garnison-stadt.

Man kann auch endlich mal wie-der abkochen und ein warmes Mit-tagessen bereiten. Große Umstände werden nicht gemacht. Der Raum in dem kleinen Siedlerhaus, wo in der Decke ein großes Loch klafft, wo nur noch drei Seitenwände ste-hen, dient als Küche. In der einen Ecke wird die Kochstelle, ein offenes Feuer, errichtet. Der Fahrer des großen Kettenfahrzeuges, im Zivil-beruf ist er Grobschmied, hat sich als guter Koch entpuppt und läßt

nun auch hier seine „Künste“ spielen.

Doch nicht lange kann er sich der Arbeit hingeben, denn gerade hat er einen Kessel mit Wasser auf die Flamme gelegt, da kommt etwas schwarzes durch die Luft gefaust und landet mit einem kläglich-wimmernden „Miau“ auf dem für das Feuer bestimmten Holzstoß.

Obwohl er sofort sieht, daß es eine Kaze ist, die da „vom Himmel gefallen“ ist, vergißt er doch einen Moment den Mund zu schließen, und erst das anhaltende Wimmern ruft ihn aus der Erstarrung zurück.

Ob er daran gedacht hat, die Kaze mit einem „Hasen“ zu ver-wechseln? Ich weiß es nicht. Er nahm auch keinen Holzschitt, um damit nach dem so ungebetenen wie überraschend angekommenen Ein-dringling zu werfen — sondern er starrte die Kaze fortwährend an, die immer leiser werdende Klage-laute von sich gab. Sie rührte sich nicht, nur die kleinen Auglein blinzelten verstohlen.

Da stand der Grobschmied auf. Die Kaze verfolgte seine Bewegun-gen nur durch Drehen des Kopfes, und als er nun auf sie zugeht, da bleibt sie ganz still liegen.

Sie läßt sich sogar anfassen. Aber auf einmal wimmert sie laut auf — es ist als hätte sie gesprochen —. Der Grobschmied sieht auch sofort den Grund. Das linke Pfötchen hängt leblos an dem oberen Glied und als er dort hinsieht, schließt das Käzchen die glühenden Augen. Das Bein ist gebrochen.

Nicht es kein langes Über-legen. Er nimmt das Messer zur Hand — greift zu einem Stück Holz und fängt an zu schnitzen. Vergessen

ist für einen Moment das Feuer, vergessen ist das Kochen.

Ist das ein Grobschmied? Wie behutsam er das Käzchen hochhebt, das Bein geradestreckt und nun darangeht, mit zwei Holzstückchen und einem Lappen das Bein zu schienen! Seine großen Hände verbergen fast die Kake. Sie schnurrt behaglich und läßt sich willig dicht neben das Feuer legen, wo ein alter Sack eine Unterlage bietet. Erst jetzt wird weiter gekocht. Scheinbar ist die „Operation“ gut verlaufen, denn auch das Käzchen läßt sich das Mittagessen schmecken.

Als am Abend das Geschütz mit seiner Besatzung wieder an den Feind rollt, ist ein „Fahrgast“ mehr

auf dem schweren Kettenfahrzeug, denn unser Grobschmied brachte es nicht fertig, das Käzchen allein zurückzulassen.

Ein wohliges Schnurren kann man hören, wenn das Fahrzeug mal für einen Augenblick stillsteht — es dringt aus der Kiste neben dem Sitz des Fahrers, — die nun die Unterkunft bietet. Für wie lange wohl? Es kommt auch vor, daß der Grobschmied mal für einen Augenblick die eine Hand von dem Lenkrad nimmt — dann streicht eine grobe Hand sanft über den samtene Rücken des Käzchens, das dann aus Dankbarkeit einen „Buckel“ macht.

Gefr. K. Standke.



Das Frühlingslied

Scherenschnitt von Anita Junghans

## Erzähltes Kleinigkeiten

Im Theater an der Wien brach einmal nach einer Vorstellung in Folge sehr heftiger Erregung eine mitwirkende Schauspielerin zusammen. Man nahm an, daß sie ein Herzschlag getötet habe. Diese Ansicht wurde durch den rasch herbeigerufenen Theaterarzt bestätigt, der nach kurzer Untersuchung erklärte:

„Leider nichts mehr zu machen — tot!“

Zum Glück handelte es sich aber nur um eine tiefe Ohnmacht, aus der die Dame gerade erwachte, als der Arzt diese Worte gesprochen hatte. Sie richtete sich mühsam auf und flüsterte:

„Sie irren, ich bin nicht tot, ich lebe!“

Der anwesende Alexander Girardi fiel ihr ins Wort:

„Halt deinen Mund, der Arzt muß das schließlich besser wissen als du!“

\*

Der bekannte alte Geheimrat Heim sah einmal mit einem Freund beim Glase Wein zusammen. Wie das so kommt: Man kam auf die Berufsfreuden und -leiden zu sprechen.

„Manchmal bedrückt es mich doch

ein wenig“, sagte der Freund, seines Zeichens Tierarzt, „daß mein Beruf von vielen Leuten etwas über die Schulter angesehen wird! Da hast du es doch bedeutend besser!

„Im Gegenteil!“ antwortete Heim lächelnd. „Dein Beruf ist bedeutend schöner!“

„Wie so?“ verwunderte sich der Freund.

„Nun, sehr einfach: Du hast bestimmt die angenehmen Patienten!“ sagte Heim.

\*

Der Dichter Dr. C. A. Kortum, Verfasser des liebenswürdigen Epos „Die Zoffstade“, hat in seiner Lebensgeschichte hinterlassen, wie er in seiner Jugend das Alphabet sich buchstäblich „einverleibte“.

Er wurde damals von einem jungen Kandidaten der Gottesgelehrtheit unterrichtet. Dieser legte aus durchgebrochenen Brezeln die einzelnen Buchstaben zusammen und stellte Kortum dann die Aufgabe, diesen Buchstaben zu benennen und ihn in einem Buch wiederzufinden. Sobald Kortum diese Aufgabe gelöst hatte, durfte er zur Belohnung die Brezel aufessen.

*Gute Bücher sind die großen Schätze des Menschengeschlechts. Das Beste, was je gedacht und erfunden wurde, bewahren sie aus einem Jahrhundert in das andere; sie verkünden, was einst auf Erden lebendig war.*

Freitag

# „Kardinal Friguncus“

von Werner Schenkendorf

Wenn man den Papst zum Bet-ter hat, ist es nicht schwer, Kardinal zu werden, selbst wenn es mit dem Latein erheblich hapert. Er war sonst ein guter und frommer Herr, der Bischof Markus Sittich von Konstanz (1561 bis 1589). Freilich von den Ritschenvätern verstand er nicht eben viel, und auch die Verwaltung seiner Diözese überließ er nur allzu gern dem Domkapitel. Dafür war er ein großer Nimrod vor dem Herrn, und man traf ihn leichter auf waidgerechter Pirsch in den unerschöpflichen Jagdgründen der Höri als in der Pfalz zu Konstanz oder im Schloß zu Meersburg. Die höfische Art der edlen Mutter aus dem erlauchten Haus der Medici, die als Gattin des Grafen von Hohenems das goldene Florenz mit dem Felsenneß in Borarlberg vertauscht hatte, war nicht durchgeschlagen bei Markus Sittich, und die heimischen Laute alemannischer Mundart lagen ihm mehr als wohlgesetzte lateinische Perioden. Aber, wie gesagt, wenn man den Papst zum Better oder vielmehr zum Onkel hat — Pius IV. war ein Bruder der Mutter —, kann man selbst ohn Latein Kardinal werden.

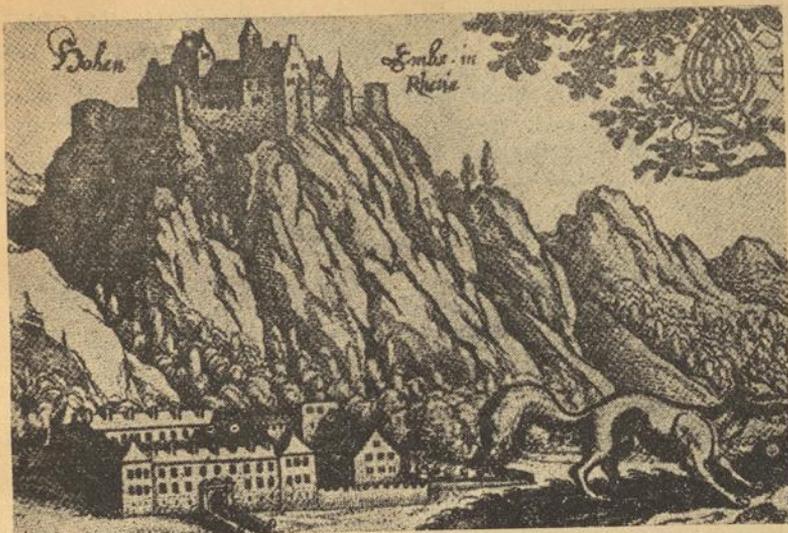
So trug auch Markus Sittich den Purpur. Freilich als Kaiser Ferdinand I. an einem kalten Januarmorgen des Jahres 1563 mit viel Pomp in seine getreue, seit 1548 wieder gut katholische Stadt Konstanz einzog, da ritt hinter ihm der Bischof nicht in Purpur und großem Ornat, sondern in einem kurzen schwarzsamtenen Röcklein.

Schlimmer aber fiel der Oberhirt der Diözese auf, als er anderen Tags dem Kaiser in der Pfalz seine Auswartung machte. Ferdinand hatte wohl gehört, daß manche Bürger nur widerwillig die steifen Nacken unter den Krummstab beugten und der verlorenen Freiheit ihrer einst so stolzen Stadt mit bitterer Reue nachtrauerten. Da aber dem in Spanien erzogenen Habsburger das Latein jaß behender vom Munde floß als das schwere Deutsch, redete er, wohlgefällig seinen dunklen Vollbart streichend, den Bischof in der Sprache Ciceros also an:

„Memento te esse piscatorem hominum, da igitur operam, ut multos Christo lucrificas.“ (D.h.: Bedenke, daß du ein Menschenfischer bist; darum gib dir Mühe, für Christus Viele zu gewinnen!).

Der Bischof verstand kein Wort und stand stumm und verdattert vor der kaiserlichen Majestät. Dann aber dämmerte ihm, daß pisces Fische heißt, und da er am Morgen aus seinem Fenster gesehen hatte, wie die Stadtknechte unter anderen Gastgeschenken sieben Brenten köstlicher Forellen, Hechte, Barben, Trütschen, Äschen usw. in den Pfalzgarten getragen hatten, glaubte er nicht anders, als Ferdinand habe diese nahrhafte Gabe des Rats mit seiner rätselhaften Rede im Auge gehabt.

„Ja, allernüchster Kaiser.“ erwiderte er so, aufatmend das peinliche Schweigen brechend, „es hat viele und sehr gute Fische im Bodensee“.



Schloß Hohenems im Mittelalter

Der Bruder und Nachfolger Karls V. war nicht gerade entzückt von der Antwort Sr. bischöflichen Gnaden und gab ungeschminkt seiner Verwunderung Ausdruck, wie man einen solchen Ignoranten zum Bischof, ja zum Kardinal machen könne, nicht ohne Groll, dabei sich erinnernd, wie schwer es ihm selbst gemacht wurde, von dem Papst eine Bestätigung seiner Kaiserwürde zu erlangen. „Freilich“, setzte er boshaft hinzu, „wenn man den heiligen Vater selbst zum Better hat . .“

\* \* \*

Versteht sich, daß Markus Sittich den hohen päpstlichen Gönner warm zu halten eifrig bestrebt war und es an geziemenden Besuchen in Rom nicht fehlen ließ. Unter den klugen, aalglatten Eminenzen, die sich um Pius IV. scharten, hatte der offenerzige Alemanne, den weder Ehrgeiz noch Politik oder

gar theologische Fragen quälten, wenig zu vermelden, worüber sich sein begleitendes Gefolge fast mehr ärgerte als er selbst.

Eines Tages nun ritt unser Markus Sittich auf einem Maultier mit einer Reihe von Kurienkardinälen durch das winterliche Rom. Es war empfindlich kalt in der ewigen Stadt, und die Eminenzen beklagten dies unter großem Aufwand klassischer Zitate. Um nun nicht ganz der Sprache der alten Römer untundig zu erscheinen, wollte auch Markus Sittich so nebenhin ein paar lateinische Brecken über die große Kälte fallen lassen.

„Est magnum frigum“, warf er so nach langem Nachdenken hin und blies zum Beweis der großen Kälte den dampfenden Atem in die Luft.

„Gus, gus!“, flüsterten ihm rasch seine Freunde ins Ohr, ihm klarzumachen, daß die Kälte auf latei-

nisch nicht frigum, sondern frigus heißt.

Der Bischof nahm das Stichwort auch sofort auf und wiederholte „verbessernd“:

„Est magnum friguncus“.

In den undurchd. inglichen Dipomatenminen der Eminenzen zuckte keine Muskel; aber der biedere Seehase hatte von da an seinen Spitznamen weg. Er hieß nur noch:

Kardinal Friguncus.

## Lazählte Kleinigkeiten

Ein bekannter Mediziner des vorigen Jahrhunderts war in seinen Vorlesungen oftmals von Zerstretheit verfolgt. Einmal leistete er sich diesen Satz:

„Meine Herren: Gegen diese Krankheit, die wir eben besprachen, kennt die Wissenschaft leider nur zwei Mittel! Und das Bedauernswerte ist, daß keines von ihnen hilft!“

\*

Robert Koch gehörte zu den Examinatoren, die eine schlagfertige Antwort bei den Prüfungen besonders zu schätzen wußten und den Prüflingen um solcher Antwort willen manches nachsahen.

Einmal prüfte er wieder einen Kandidaten nach allen Regeln der Kunst. Unter anderem fragte er ihn nach schweißtreibenden Mitteln.

Der Kandidat zählte alle Mittel auf, die er wußte. Aber das genügte Koch noch nicht. Er verlangte weitere Angaben.

Da sagte der Prüfling nach kurzem Nachdenken:

„Wenn alle diese Mittel nicht helfen, dann werde ich den Patienten zu Ihnen, Herr Professor, ins Examen schicken!“

Koch, sonst gewöhnlich ernst, mußte herzlich lachen und verzieh dem jungen Mann seine vorlaute Antwort.

Der Maler Defregger war mit einer besonders großen Nase ausgestattet. Er mußte daher oft als Zielscheibe des Witzes bei unreifen Menschen herhalten, begegnete aber solchen Frozeleien mit guter Manier, wie aus dieser Geschichte hervorgeht:

Als er einmal in einem Wirtshaus saß und in Ruhe sein Glas trinken wollte, begannen einige junge Leute am Nebentisch über seine Nase zu lachen. Einer der Angeheiterten fragte ihn sogar unverblümt, woher er diese große Nase habe.

Defregger schaute den Vorwizigen ruhig an und sagte:

„Ja, mein Lieber, das will ich Ihnen sagen. Als damals bei der Schöpfung die Nasen verteilt wurden, waren zum Schluß nur Sie und ich übrig, es lagen auch nur noch Ihre und meine Nase da. Als ich nun nach Ihrer Nase greifen wollte, sagte der Herrgott zu mir: „Defregger, die laß nur liegen, die taugt nichts, das ist eine Kochnase!“

Da blieb mir denn nichts anderes übrig, als die Nase zu nehmen, die ich jetzt im Gesicht trage. Sehen Sie, nun wissen Sie, wie das gewesen ist!“

Sprachs und nahm in Ruhe einen Schluck. Der junge Mensch aber schwieg beschämt und schlich sich bald von dannen.

# Der verschwundene König

von Friedl Marggraf, Konstanz

Der liebste Zeitvertreib des Hauptmanns Kauffenstein war es, mit Zinnsoldaten naturgetreue Schlachtenbilder zu stellen. Nicht einmal seine jungen Söhne kamen ihm darin an Eifer und Selbstvergebenheit gleich. Sein Besitz an alten Spielsoldaten war denn auch berühmt in der ganzen Stadt und auch weitum bei allen Sammlern, und es geschah häufig, daß einer dieser Liebhaber die weite Reise in den äußersten Osten des Reiches nicht scheute, um die spannenlange Armee des Hauptmanns zu bewundern, die sich dem Beschauer wie eine bunte Miniaturausgabe der Welt- und Völkergeschichte darbot.

Diesmal war es ein Gefecht aus dem Siebenjährigen Krieg, das er im Begriff stand, sorgfältig und bis ins kleinste echt aufzubauen. Indem er die Figuren auf dem grünen Plan hin- und herrückte, die Allmächtigkeit und gedankliche Hochspannung eines verantwortlichen Feldherrn in tiefster Seele genießend, erläuterte er seinen aufmerksam lauschenden Söhnen die Gefechtslage in knappen Worten: Die Preußen marschieren auf der Straße nach Kollin. Der König befiehlt seine Generale zu sich in das Wirtshaus zur „Goldenen Sonne“. Von dort hat man einen trefflichen Weitblick auf alle Bewegungen des Feindes. Der linke Flügel der Österreicher liegt gut. Die Panduren horsten wie die Geier im Feld. Aber der rechte Flügel lahmt bedeutend, seit die Preußen den Friedhof von Krzeczhorz, einen überaus wichtigen Stützpunkt, von Kroaten gesäubert haben.

Der König denkt: „Man könnte dem Daun in den Rücken fallen!“ So sehr es seine Tapferen auch nach Kampf gelüftet — er befiehlt, größte Zurückhaltung zu üben, um nichts voreilig zu verderben. Die Kavallerie hat hinter dem Fußvolk zu warten, um notfalls in die beginnende Schlacht entscheidend eingreifen zu können. Ein schöner Plan — aber eine harte Geduldsprobe für die wartende Truppe. Zu hart offenbar für den Prinzen Moritz, der plötzlich in blindem Eifer vorgeht. Wie ein stürzender Fels, der immer rascher zu Tal fährt, beginnt sich die Infanterie die bewaldeten Hügelrücken hinabzuwälzen. Der König sieht es, gerät in Zorn — und rettet durch sein Eingreifen noch einmal die Stellung der haltlos wankenden Linien. Besorgt wendet er sich der Linken zu. Verdammte — auch Manstein scheint — wie schon einmal vor Prag — zur Unzeit vom Schlachtenfieber befallen! Im Handumdrehen gerät er ins Kartätschenfeuer der Österreicher, und das schönste Gemekel ist im Gange. Wenn Daun sein Handwerk versteht, dann greift er jetzt den Hülsen an, der vergeblich auf den Einzug der anderen Bataillone wartet! Hülsens Leute halten sich großartig gegen die Übermacht, gehorsam dem Worte, das ihnen am Morgen des Königs Stimme ins Herz brannte: „Kerls — denkt daran, daß Ihr Preußen seid!“ Aber allein sind sie viel zu schwach. Schon zieht sich ihre Linie auseinander wie ein lüdenhafter Zaun. Ein Bataillon kann nun einmal keine Schlacht gewinnen!

Es nachtet. Die Schlacht ebbt ab. Auch die Oesterreicher sind wacker gezaust worden. Aber die Preußen haben noch bößere Verluste erlitten. Langsam ziehen sie sich zurück. Schweren Herzens beschließt in dieser Stunde der König, sich nunmehr auf den Schutz Schlesiens und des Lausitzer Landes zu beschränken.

Plötzlich rief der Hauptmann so bestürzt, als ob eine Majestät von Fleisch und Blut gefährdet sei: „Der König — wo ist der König?“ Ja, dieser großartige kleine König war mit einem Male verschwunden! Sie suchten das ganze Schlachtfeld ab, räumten Felsen und Bäume zur Seite und leuchteten, da es wirklich schon nachtete, mit der Taschenlampe in das Häuschen, das die „Goldene Sonne“ dargestellt hatte, obgleich es ja der König vor aller Augen verlassen hatte, von der Hand des Hauptmanns ins Schlachtgetümmel geleitet.

Erzürnt und noch mehr bekümmert entfernte sich schließlich der Feldherr Kauffenstein vom Kriegsschauplatz, denn er bewertete seine kleinen Soldaten nicht minder hoch wie weiland Friedrich Wilhelm seine langen Kerls. Und überdies — um die Wahrheit zu gestehen — er mißtraute gerade in bezug auf diesen kleinen König seinen Söhnen ein wenig. Und das nicht ohne Grund. Denn seinetwegen war es schon zu wiederholten Malen zu ganz unbrüderlichen Zänkereien zwischen den beiden gekommen, da jeder ihn einmal ganz für sich allein haben wollte. Ihre niedergeschlagenen Mienen jezt konnten also ebenjowohl auf ein schlechtes Gewissen hindeuten wie auf ehrliche Bekümmernis.

In den folgenden Tagen war noch mehrmals die Rede von dem verschwundenen König — der

Hauptmann sprach geflüstert nur von einem „gestohlenen“ — aber die Söhne beteuerten einmütig ihre Schuldlosigkeit und schwiegen schließlich bei jeder bloßen Andeutung verstockt. Wie eine graue Wolke lastete diese Miß-Stimmung über der kleinen Familie und lähmte den sonst so munteren Verlauf ihres Alltags beträchtlich. Ein Zuspruch der Hauptmännin blieb ohne Erfolg. Kauffenstein, der jede Lüge und Verschlagenheit haßte wie die Pest, wies ihre Vermittlung schroff zurück. „Ich kann das den Kindern nicht jobald vergessen!“ jagte er.

Aber das Schicksal strafe ihn Lügen — ehe noch eine Woche herum war, brach der Krieg aus, und aus einem geistreichen Spiel war nun mit eins harte Wirklichkeit geworden. Als der Hauptmann ins Feld zog, dachte er bereits mit feinem Gedanken mehr an den verschwundenen Zinnsoldaten, sondern nur noch an seine lebendige Truppe, der er nun voranzuleben und, wenn's nottat, auch voranzusterven hatte.

Nun, er tat seine schwere Pflicht so gut, als nur irgendeiner und als man ihn schon nach wenigen Monaten auf den Tod verwundet in ein Lazarett hinter der Front schaffen mußte, da war seine einzige Klage: „Schon? Ich hab ja kaum angefangen zu kämpfen!“

Hauptmann Kauffenstein hatte mit den Seinen in schlichtbürgerlichen Grenzen gelebt, er hatte seine Geliebte, nicht um eines äußeren Reichthums willen erwählt. Jezt nach seinem Tode erwies sich die äußerste Einschränkung als notwendig. Denn die einzige verkäufliche Kostbarkeit des Hauses waren jene bunten Regimente, und sich gerade von ihnen zu trennen, schien für die Witwe schon allein um der

Erinnerung willen ein ganz unerträgliches Verlangen. So räumte sie denn sehr bald die große Wohnung, um am Rande der Stadt mit ihren Kindern ein bescheidenes Häuschen zu beziehen. Als sie beim Leeren der Zimmer auch die Respannung von der Wand löste, die in Brusthöhe als Hinterrückwand für des Hauptmanns plastische Schlachtengemälde gedient hatte, da fiel dahinter etwas klirrend zu Boden. Und siehe — es war der kleine König, der an jenem Abend in der Hitze des Kampfes in solche dunkle Verbannung geraten sein mochte. Obgleich der Hauptmann ja später nie mehr etwas von der Sache erwähnt hatte, schmerzte es doch die Kinder unfähig, daß dieses Mißverständnis zwischen ihnen und dem geliebten Vater unbereinigt geblieben war bis zuletzt. Aber wo nun kein Mensch mehr hätte helfen können — eine Mutter wußte immer noch Rat. Sie hob den kleinen Kö-

nig zu sich empor und sah ihm scharf ins Gesicht.

„Du mußt es ihm selbst sagen! Hörst du?“ flüsterte sie, dann ließ sie ihn, als sei sie seiner Zustimmung gewiß, in ihre Tasche gleiten.

Einige Wochen später ward der Tote in die Heimat verbracht. Die Witwe stand still und wunderbar beherrscht an seinem Grabe wie eine echte Soldatenfrau, obgleich ihr das Ungeheuerliche noch immer nicht faßbar erschien. Sie warf als erste drei Schaufeln von der heimatlichen Erde über den Toten. Bei der Dritten gab es ein kleines polterndes Geräusch, die Zunächststehenden konnten glauben, ein größeres Steinchen sei auf den Sarg hinabgeklirrt. Es war aber der kleine König, der nun zu dem toten Hauptmann ging, um ihm zu melden, daß seine Söhne wirklich keiner Feuchtelei und Lüge fähig, sondern würdige Träger seines Blutes waren.



Erntedank

Scherenschnitt von Anita Junghanns

# Oberfeldherr Kunkel

Von Anna Regina Zimmer.

Wahrhaftig, das württembergisch Land hatte um das Jahr 1688 keine Ursach froh zu sein, oder gar wie in friedlichen Zeiten Feste zu halten oder sein Jahresbrauchtum zu feiern. Besonders Nordschwaben, Stuttgart mit inbegriffen, hatte recht unruhige Zeitläufte. Franzosenherrschaft hing wie ein Schwert über dem Land, Plündern und Morden war an der Tagesordnung, blutpresserisches Treiben ließ die wackeren Schwaben wohl die Fäuste in der Tasche halten, doch laut aufzumucken hatten nur noch wenige Mut. Schon war man müde geworden, die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden war schon so übermächtig geworden in den Herzen der gequälten Schwaben, daß es immer mehr Städte und Ortschaften gab, die dem Franzosen die Tore öffneten. Aber wie dem immer so ist: Einen gab es doch immer wieder, der den Feigling, den bequemen Bürger nicht in sich aufkommen ließ, der Widerstand leistete der gallischen Gewalt. Zu diesen gehörte auch das Schwabstädtchen Schorndorf. Dessen Tore hatten sich bis jetzt noch nicht den Franzosen geöffnet, stolz und hart reckten sich die Türme des stark befestigten Ortes den Fremdling entgegen, die Wälle und Graben hatten noch nicht die Schmach feindlicher Überschreitung über sich ergehen lassen, noch hatte der Bürgermeister von Schorndorf nicht die Schlüssel in Franzosenhände gelegt und damit die Freiheit der Stadt verkauft.

Und doch begann man auch hier schon ein Müdewerden zu verspüren, auch hier schienen die feigen

Unterwerjungsparteien die Oberhand gewinnen zu wollen. Bürgermeister Küntele, ein braver, gut deutschgesinnter Mann, der schon lange die Geschicke des Schwabstädtchens lenkte, bekam immer stärkere Sorgenfalten auf seiner Stirn, in sein hageres Gesicht gruben sich immer tiefere Kerben, denn immer mehr wurden der Stimmen, die erst heimlich raunend, dann frecher und lauter von „Übergabe“ sprachen. Immer größer wurden die Gegensätze im Räte, in den Trinkstuben kam es zu heftigen Auseinandersetzungen. Wie Gewitterwolken ballten sich die Meinungen in dem sonst so friedlichen Städtchen.

Auch heute war eine Ratsitzung besonders unerfreulich verlaufen und der Bürgermeister ließ sich deshalb recht mißmutig und gereizt am Mittagstische nieder. Seine Frau, die „Kunkel“, wie sie im ganzen Städtchen hieß, was aber beileibe kein boshafter Übername für sie war, denn sie war recht beliebt bei Bürger und Bürgerinnen, sah zuerst schweigend zu, wie der Bürgermeister ohne Appetit in seinem Essen herumstocherte, als ob es nicht gerade heute seine Leibspeis: Sauerkraut und Spätzle geben würde. Als sie aber sah, daß ihres Mannes Gehaben immer seltsamer, unruhvoller, unsicherer wurde, stand vom Tische auf, trat an seine Seite und fragte:

„Nun sag schon, was ist mit dir?“

Und da sie am Zeitgeschehen lebhaften Anteil nahm, da ihr Geist allzeit wach war, überrasschte es sie gar nicht, als der Bürgermeister mit schwerem Seufzen gestand!

„Es ist von den Französischen ein Submissionsbefehl gekommen, die Kapitulation habe sofort widerstandslos zu erfolgen.“

Da aber wuchs die Kunkel, die an und für sich nicht klein war, empor, ihre Augen, in denen viel Wille, viel Güte, aber auch viel lebensnaher Humor stand, blickten hart und verwegen, ihr braunes, ein wenig ins Rötliche schimmernde Haar schien noch mehr Leuchten zu bekommen, um ihren Mund aber grub sich eine harte Linie eiserner Entschlossenheit.

„Schorndorf ergibt sich nicht — das bleibt deutsch!“

Wie ein Schwur hing diese Entscheidung im bürgermeisterlichen Hause. Der Bürgermeister, der auf das Urteil seiner Frau große Stücke hielt, ihr selten widersprach, suchte ihr unter beinahe mitleidigem Lächeln auseinanderzusetzen, daß sich in den württembergischen Landen in dieser schweren Zeit schon manche Stadt gewehrt hätte unter welsche Herrschaft zu kommen, daß ihr dann aber letzten Endes doch nichts anderes übrigblieb, denn zu kapitulieren.

Auf diese Unterweisung durch ihren Mann blickten die Augen der Kunkel noch zorniger und in der sonst so friedlichen bürgermeisterlichen Ehe kam es zu einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung, in der jede Entgegnung des Bürgermeisters niedergerungen wurde durch den Rüttschwur:

„Schorndorf bleibt deutsch!“

„Weibergeschwäk. Weiberansichten,“ fauchte der Bürgermeister zulezt zornig, „gehen wir nicht bei, zwingt uns der Franzos und dann trägt Schorndorf noch schlimmeres Los.“

„Schorndorf bleibt deutsch!“

Hart und mutvoll, verwegen und

treu stand das Wort der Bürgermeisterin als Letztes in dieser Auseinandersetzung.

Dann geschah, was in der siebenjährigen Ehe noch nie geschehen war, der Bürgermeister verließ mit hartem Türzuschlagen seine Wohnung, ohne sich zu verabschieden.

Die Kunkel blieb erst erstaunt mitten im Zimmer stehen, als die Tür hinter ihrem Ehegespons so zuschlug. Böse war sie nicht. Nur ein klein wenig hochmütig sah ihr Gesicht plötzlich aus, ein feiner Zug von Überlegenheit war darin zu sehen.

„Männer wollen das sein und sind so kleingläubig.“ Das waren ihre Gedanken, als sie zum Fenster trat und das Auge hinuntergehen ließ auf die Straße, an deren untern Ende der Bürgermeister eben um die Ecke bog. Lange stand die Bürgermeisterin am Fenster. Ihr flinker Geist, ihre Liebe zur Stadt und zu Deutschland zeigte ihr die Gefahr, die der Stadt drohte. In der Erkennung der Gefahr wurden aber auch in der „Kunkel“ alle kämpferischen Kräfte wach, die in ihr schlummerten und ein abenteuerlicher Plan begann in ihr zu reifen. So stark überfiel sie dieser Plan, daß sie vom Fenster zurücktrat und mit angehaltenem Atem mitten in der Stube stehen blieb.

„Schorndorf bleibt deutsch — wenn das die großmäuligen Mannsleut nicht fertigbringen, bringens die Weibsleut zuweg.“

Und schon begann die Bürgermeisterin mit der Ausführung ihres Planes. Es mochte gegen 5 Uhr abends gehen, als man sie durchs Städtchen eilen sah, hier in einem Haus verschwand, dort an einem andern ungeduldig den Türklopfer in Bewegung setzte. Einmal brauchte sie längere Zeit, bis sie aus



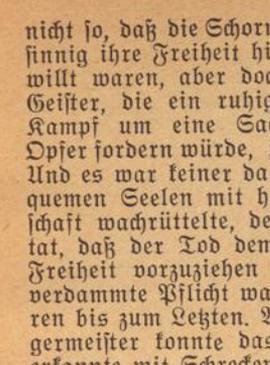
einem Hause trat, einmal kürzere. Aber immer begleitete sie eine Frau aus dem Hause achtungsvoll bis vor die Haustür und immer schloß die Verabschiedung mit den Worten der Bürgermeisterin:

„Solange noch ein Atemzug in uns ist, wird Schorndorf nicht welsch. — Und wenn die Männer,“ — ein wenig Spott lief um ihren Mund, wenn sie das sagte, „nachgeben wollen, — wir tun es nicht.“

Ein gar sonderlich Tun hub denn auch im Zudämmern des ereignisreichen Tages in dem Schwabestädtchen an. Gewaffen aller Art, sogar Osen- und Heugabeln, Sicheln und Hackbeile wurden von den Weibern geschultert, in hohen Stiefeln traten sie vor die „Kunkel“, die sie auf einem freien Platze hinter dem bürgermeisterlichen Hause erwartete. Wie ein Oberfeldherr stellte sie nun eine gewappnete Schar zusammen, gab den verwegentesten Weibern Befehlsgewalt und zog mit ihr im Schutze der nun einbrechenden Nacht vor das Rathaus. Nirgends trafen sie auf Wider-

stand, die Besatzung war auf den Wällen. Die Kunkel hieß ihre Schar sich ruhig verhalten, auf ihren weiteren Befehl harren, sie aber betrat das Rathaus. Sie wollte, koste es, was es wolle, Kenntnis bekommen von den Beschlüssen des Rates, die sie allerdings schon zu kennen meinte. Da sie nicht einfach in den Ratsaal eintreten konnte, nahm sie Zuflucht zu einer List. Der Ratsaal wurde durch einen großen Kachelofen erwärmt, der von außen beheizt wurde, jetzt aber kalt und untätig des Winters harnte. In den froh die Kunkel hinein und war so in der Lage, die drinnen stattfindende Sitzung abzuhören.

Drinnen im Ratsaal fanden sich unterdessen der Bürgermeister von Schorndorf mit den gewichtigsten Bürgern des Städtchens und den herzoglichen Kommissaren, die die Übergabeerklärung dem Herzog bringen sollten, zusammen. Als der Bürgermeister das Wünschen der Franzosen bekanntgab, lag für Augenblicke über allem und allen eine drückende Stille. Denn es war



nicht so, daß die Schorndorfer leichtsinnig ihre Freiheit hinzugeben gewillt waren, aber doch waren der Geister, die ein ruhig Leben dem Kampf um eine Sache, die viel Opfer fordern würde, ziemlich viele. Und es war keiner da, der ihre bequemen Seelen mit heißer Leidenschaft wachrüttelte, der ihnen darthat, daß der Tod dem Verlust der Freiheit vorzuziehen war, daß es verdammte Pflicht war, sich zu wehren bis zum Letzten. Auch der Bürgermeister konnte das nicht, ja er erkannte mit Schrecken, daß er selbst etwas von jenem Spießertum in sich hatte, das nichts Großes wagte.

„Das Leben wird auch weitergehen, wenn wir welsch sind,“ sagte ein ehrsamere Bäckermeister und strich sich über sein gutgewölbtes Bäuchlein, „die andern württembergisch Städte, die sich ergeben, leben ja auch.“ Wir sind nun einmal in der Gewalt der Franzosen, warum soll Schorndorf allein das Strafgericht auf sich laden?“ So rief ein anderer.

Und als ob sich nun plötzlich keiner mehr scheute, seine Selbstsucht, seine bequeme Lebensauffassung, sein Nichtverstehen vom Sinn des Opfers um der Freiheit willen, seine Profitgier und wie sie alle heißen, die Feinde rechter Lebensauffassung, die Feinde eines ewigen Lebens unseres Volkes, zu zeigen, sagte nun jeder etwas. Es kam dabei so viel Niedriges, Kleinliches, Widriges an das Tageslicht, daß der Bürgermeisterin in ihrem Verstand fast das Herz brach vor Ekel und Verachtung.

Jetzt hielt sie es nicht mehr aus. Diese Worte feiger Unterwerfung bereiteten ihr körperliches Ubelsein. Da mußte mit harter Hand eingegriffen werden. Die Kunkel kroch aus dem Ofen, sah sich um und

schnellte dann auf den eben die Treppe heraufkommenden Ratsdiener zu.

„Ich wünsche meinen Mann zu sprechen.“

„Der Herr Bürgermeister hat eine sehr wichtige Sitzung“, gab der Diener zu bedenken.

„Noch gewichtiger ist, was ich ihm zu sagen hab“, drängte die Kunkel ungeduldig, „Hol Er mir meinen Mann!“

Da ging der Ratsbote. Nicht lange darauf kam der Bürgermeister aus dem Saale. Man sah ihm an, daß er nichts Gutes ahnte, als er plötzlich sein Weib vor sich sah. Bevor er nur eine Frage stellen konnte, ergriff ihn die Bürgermeisterin am Arm und führte ihn zum Fenster. Völlig verständnislos sah er hinunter auf den Marktplatz, auf dem im Fadelschein die ganze Einwohnerschaft weiblichen Geschlechtes soldatisch angetreten war.

„Was soll das bedeuten“, stammelte er und sein Gesicht trug einen solchen Ausdruck des Nichtbegreifens, daß der Kunkel schier ein Lachen ankam.

Dann aber kam ihr das in der Ratsstimmung eben Gehörte mit solcher Deutlichkeit wieder in den Sinn, daß ein heiliger, gerechter Zorn sie faßte. Der brach aus ihr und fuhr dem Bürgermeister, ihrem Ehegatten entgegen. Von Feigheit und Mutslosigkeit von Verat an der deutschen Sache, von Mangel an Heimatliebe sprach sie. Und ihre Predigt klang aus in den Worten:

„Deinen Ratsherren und Ratsrätern kannst du zur Kenntnis bringen, daß sie im Falle einer Kapitulation Schorndorfs von ihren eigenen Weibern als Landesverräter erschlagen würden!“

Der Bürgermeister wollte etwas sagen, wollte sie beschwichtigen,



aber ohne seiner noch zu achten, ging sie raschen Schrittes die Treppe hinab. Und als der Bürgermeister zum Fenster trat, konnte er sehen, wie sie unten zu ihrer Schar trat, Befehle gab, Wachen aufstellte.

Etwas wie Stolz auf sein Weib ließ den Bürgermeister befreiter aufatmen, es war ihm beinahe recht, daß seine Frau so schweres Geschütz auf fuhr. In seinem Herzen mußte er ihr sorgar recht geben, denn so war es denn doch wieder nicht, daß Künkele ein Hasenherz im Leibe gehabt hätte oder daß die andern im Räte samt und sonders feige Gesellen gewesen wären. Nein,

dem war nicht so. Aber die Angst vor den Greueln, vor Brandschätzung und Blünderung der Franzosen hatte die Gemüter arg durcheinander gebracht, daß sie müde wurden.

Es kostete ihm zwar noch große Überwindung, bis er der Ratsversammlung von dem Geschehen auf dem Marktplatz Kunde gab. Richtig in Aufruhr kamen die behäbigen Bürger des württembergischen Städtchens.

„Sollen wir uns von Weibern befehlen lassen“, schrie der Bäckermeister. Die Kommissare aber hezten gegen die weiblichen Belagerer, was sie hezen konnten, weil sie plötzlich ihren sicheren Sieg aus den Händen gleiten sahen.

Ein Großteil der anwesenden Bürger aber war der Kunkel dankbar, daß sie ein energisch Wort sprach, denn es hatte zur rechten Tat nur der rechten Führung bedurft. Der Bürgermeister, voll stiller Hochachtung für sein tapfer Weib erfüllt, stellte den Antrag der Franzosen nochmals zur Debatte. Nun waren deren schon mancher, die sich für Ablehnung des welschen Begehrens aussprachen. Aber es waren immer noch einige Schreier da, die Schlimmes für die Stadt weis sagten, die meinten, man könne nicht gegen den Strom schwimmen. Die Kommissare drohten mit erschwertem Strafen, so daß der Bürgermeister die ehrbaren Bürger bat, die Sache noch einmal zu beschlafen und morgen weiterzuberaten.

Unten allerdings, als sie das Rathaus verlassen wollten, erwartete sie eine neue Überraschung. Die Kunkel ließ keinen auf die Straße, der sich nicht bedingungslos zu ihr bekannte der nicht den Rüttschwur tat: „Schorndorff bleibt deutsch.“

Der Bürgermeister meinte zwar, das gehe zu weit, diese Machtbefugnisse dürste sich kein Ehegespons denn doch nicht aneignen, aber die „Kunkel“ hörte gar nicht auf ihren Mann.

„Besetzt die Ausgänge des Rathauses“, befahl sie den geharnischtesten Frauen. „Wer sich zu mir bekennt, auf meine Seite“, so wendete sie sich dann an die Männer. Der größte Teil des Rates stellte sich auf der Bürgermeisterin Seite. Der Bäckermeister allerdings und noch ein Paar andere wollten ihre Ellenbogen gebrauchen und durch den Ring der Schorndorfer Weibseute durchbrechen. Da kam er aber schlecht an. Wie eine Mauer standen diese. Ja, er und die wenigen Störrischen wurden samt den Kommissaren in das Rathaus zurückgedrängt und die schweren Türen wurden verriegelt. Da es in den Nächten schon empfindlich kalt war, brannte in der Nacht ein lustig Wachtfeuer vor dem Rathaus, wo die Weiber lagerten. Selbst der Festungskommandant, der mit seiner Besatzung auf den Wällen Dienst tat, ließ die Kunkel lächelnd

gewähren, als er von ihrer Tat erfuhr.

„Bei der Bürgermeisterin ist nicht Abenteuerlust, sondern Liebe zur Stadt, gesundes Menschentum, die sie so handeln läßt,“ sagte er bewundernd. So stand Schorndorf zwei Tage und drei Nächte unter der Herrschaft der „Kunkel“. Im Rathaus saßen als Gefangene nur noch die drei herzoglichen Kommissare. Auch der Bäckermeister hatte sich zur Bürgermeisterin bekannt.

Es war am Morgen des dritten Tages, als ein Bote des Generals des schwäbischen Heeres, des Markgrafen von Baden-Durlach, durch die Tore des Schwabenstädtchens sprengte. Er brachte Bottschaft des Kaisers. Schorndorf blieb deutsch!

„Der mutigen Bürgermeisterin unsern Gruß und unsre Anerkennung“, stand in dem Schreiben, das dem Bürgermeister durch den Boten überbracht wurde.

Schorndorf blieb deutsch! Blich deutsch durch die „Kunkel“, die ihr deutsches Herz auf dem rechten Fleck hatte und das Schwabenstädtchen von welscher Herrschaft befreite.

*Laß dir's gesagt sein, daß Freundlichkeit gegen jedermann die erste Lebensregel ist, die uns manchen Kummer sparen kann, und du selbst gegen die, welche dir nicht gefallen, verbindlich sein kannst, ohne falsch und unwahr zu werden. Die wahre Höflichkeit und der feinste Weltton ist die angeborene Freundlichkeit eines wohlwollenden Herzens.*

Moltke.

# Das Glück im Winkel

Skizze von Alfred Huggenberger.

Der Schweizer Dichter Alfred Huggenberger, ein vielen Jahrzehnten aktiver Mitarbeiter des „Wanderers vom Bodensee“, erhielt den Erwin v. Steinbach-Preis 1942 der Freiburger Universität, der ihm am 3. Oktober in Konstanz feierlich überreicht wurde.

Tunifonne. Zwei Leutchen schafften an der Halde unterm Rebberg zur Merzenwand auf einem kleinen Kunkelader. Es ist der jüngere Kehlhojer Sohn Ferdi Steinrud und seine Frau. Seit drei Wochen sind sie miteinander verheiratet. Nachbarskinder. Ihr Leben hat bis jetzt keinen romantischen Verlauf genommen; aber sie sind mit der Vergangenheit und mit der Zukunft, ja mit der Welt überhaupt, in hohem Maße zufrieden. Ferdi hat seine Augen nicht so weit herumgeworfen, wie sein älterer Bruder Jakob, dessen Unternehmungslust dem schönen Geschlecht gegenüber keine Schranken kennt und der fast jeden Sonntag nach einem andern Jawort auf der Fahrt ist. Als Ferdi Steinrud in seinem jungen, einfältigen Leben etwas von Liebe und Gehnhaben zu ahnen begann, da sah Rose Zurbuchen vor ihm in der Schulbank. Fast von heute auf morgen fand er, daß es sehr kurzweilig sei, sie zu betrachten, wenn sie nach den Bänken der ABC-Schützen hinübersah, um sich an deren trefflichen drolligen und oft auch frechen Antworten zu ergötzen, wobei sie ihre Aussätlein meistens nur auf drei, vier Zeilen brachte und darum vom Lehrer manchen Küffel zu hören bekam. Dann weinte sie jedesmal schon bei den ersten Worten, und Ferdi dachte mit wenig Wohlwollen für den Lehrer bei sich: O — der weiß doch, daß sie

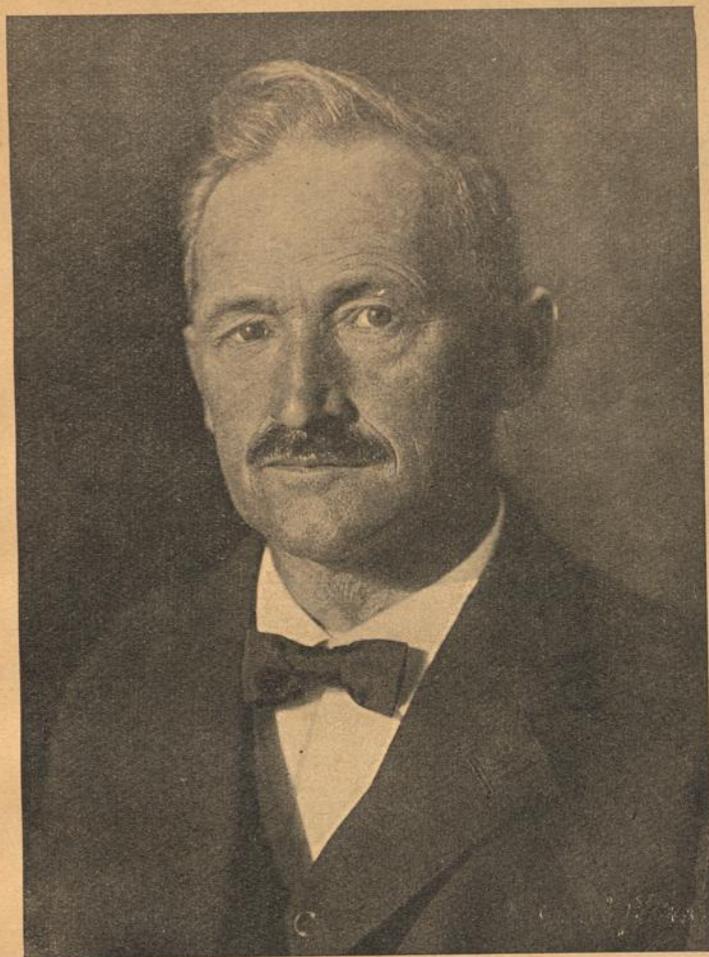
nicht gern Aussätze macht! Es wird wohl auch etwas sein, wenn ein Mädchen in ihrem Alter schon die widdeste Rebe stink zu säubern und aufzuhetzen versteht, wo erfahrene Rebfrauen erst dreimal um den Stod herumgehen müssen, bevor sie anfangen können.

Schon damals war für Ferdi Steinrud die wichtigste Zukunftsfrage gelöst: Rose Zurbuchen gab einmal seine Frau. Es wäre ihm ganz sinnlos vorgekommen, irgend eine andere Möglichkeit ins Auge zu fassen. Wozu auch? Sie gefiel ihm, und es schiedte sich alles sehr gut. Sie war einziges Kind; zum andern hielt der Mathis Zurbuchen seine Sachen gut beisammen. Auf dem Kehlhof konnte doch später nicht mehr als einer regieren, da mußte man sich nach einem andern Königreich umsehen. Vorläufig sagte er ihr zwar noch nichts, es hatte ja Zeit. Aber wenn sie sich beim Grasholen oder beim Einführen der Frühkartoffeln zu viel zuge- traut hatte, war er sicher fast jedesmal gleich bei der Hand und nahm ihr den schweren Schiefbaren ab; sie konnte bloß nebenhergehen und seine strokende Kraft bewundern. Ihren Dank lehnte er jeweilen freundlich ab: „Ich tue das von mir aus.“ Als sie auf dem Wege nach Lintbreiten hinauf zur Unterweisung zufällig einmal etwas hinter den andern zurückgeblieben waren, rückte er zum ersten Mal in seiner gelassenen Weise mit seinem Plane aus. Ihre Antwort war: „Wenn du mir versprichst, nie mit einer andern zu gehen, dann bin ich dabei. Es ist mir recht, daß du

tel

macht! Es wird  
sein, wenn ein  
weiter schon die  
ja läubern und  
wo erfahrene  
imal um den  
üssen, bevor sie

er für Herdi  
te Zukunfts-  
rbüchen gab  
s wäre ihm  
men, irgend  
itt ins Auge  
? Sie geüel  
ich alles sehr  
s Kind; zum  
is Zurbüchen  
ammen, Auf  
doch später  
regieren, da  
inem andern  
erwürdig sag-  
hte, es hatte  
ie sich beim  
n Einführen  
u viel zuge-  
er fast jedes-  
id und nahm  
starrten ab;  
ergehen und  
bewundern.  
er jeweilen  
tue das von  
uf dem Wege  
uf zur Unter-  
al etwas hin-  
urückgelieben  
ersten Mal in  
ie mit seinem  
Antwort war:  
pricht, nie mit  
den, dann bin  
r recht, daß du



Alfred Huggenberger

jetzt endlich einmal von dem anfängst. Wir kennen doch einander und wissen, daß so etwas nicht ganz dumm herauskommen kann, wenn es mit dem Gernhaben richtig steht.“

Von da an sind sie im stillen einig gewesen. Mit zwanzig Jahren haben sie sich öffentlich verlobt, mit vierundzwanzig geheiratet. Es verschlug nichts, daß dem Bruder des Hochzeitlers, dem mädchenfreundlichen Jakob Steinrud, eines schönen Tages die Augen aufgingen und er sich an die Stirn schlug: „Ei — wo bin ich denn bis heut gestanden? So ein hübscher, molliger Käfer, wie die Rose einer ist, muß doch wohl eher für mich gewachsen sein als für diesen langnüchternen Eigensinn!“ Die stürmische Werbung des Sieggewohnten fiel bei der jungen Nachbarin auf recht ungünstigen Boden, die Rose bereitete ihm eine gründliche Abfuhr: „So, du meinst, ich sei dazu auf der Welt, deine Hundertzwanzigste zu sein? Für so dumm hätt' ich dich jetzt doch nicht gehalten! Das andere wird dir dann der Terdi sagen.“

So ist denn also mit den beiden alles seinen guten, lieben Weg gegangen. Rose hat darauf gehalten, die ledige Zeit so lang als möglich hinauszuziehen. Man könne sich dann doch später, wenn es vielleicht nicht mehr ganz so schön sei, an dies und das erinnern. Die Hoch-

zeit hat im Leben der beiden Menschen keine große Umwälzung bedeutet. In Rosens Kammer ist ein zweites Bett gekommen, und statt eines Knechtes schaffte jetzt Terdi Steinrud auf dem Zurbuchen-Gütlein. Wie's auf dem Kehlhof geht und ob der Bruder von seinen ungezählten Freierrsgängen eine Reiche oder eine Arme, eine Schöne oder eine Häßliche heimbringe, das ist ihm wurst. Der alte Kehlhofer hat alles auf Heller und Kappen geschätzt und errechnet und seinem Jüngern den ihm zukommenden Teil auf den Tisch hin gezahlt. Dessen beständiges Wesen hat bei ihm mehr Beifall gefunden, als des Erstgeborenen weitschweifende Unternehmungslust.

Die zwei vom Schicksal so freundlich bedachten Erdenkinder haben sich jetzt zum Vesperbrot hingesezt. Sie schäkern und lachen zusammen, als hätten sie die große Kunst, einander das Leben süß zu machen, erst gestern erfunden. Terdi kneift seine junge Bäuerin einmal leicht ins Ohrläppchen. Die träht „Au!“ als hätte es ihr wirklich weh getan; sie gibt ihm einen leichten Klaps, legt ihm aber dann aus Neue sogleich einen Arm um den Hals und gibt ihm — ja, das tut sie vor dem hellen Sonnentage! — sie gibt ihm einen zeitlich nicht zu schmal abgegrenzten Kuß. Nachher saut sie ihm leise etwas ins Ohr: „Wenn es ein Bub ist, muß er werden wie du...“

---

*Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland! Mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit wieder zu erlangen und beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten. Das ist das Interesse der Nation und ganz Europas.*

*Freiherr von Stein.*

# Es geht bei gedämpfter Trommel klang

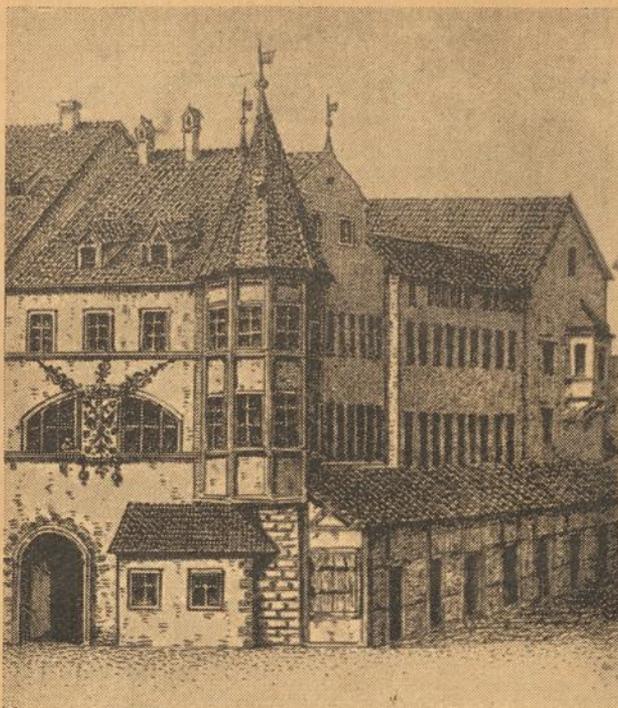
Eine wahre Geschichte aus Alt-Konstanz

von Dr. Franz Baier

In den Herbstmonaten des Jahres 1795 herrschte in der damalig vorderösterreichischen Stadt Konstanz ein buntes und reges kriegerisches Treiben. Nur vereinzelt sah man, wie bisher, die weißuniformierten Österreicher und die maleirsch aufgezuckten ungarischen Husaren, dafür aber Soldaten in einer Bekleidung und Ausrüstung, wie sie die Konstanzner und die Leute der näheren Umgebung noch nie zuvor gesehen. Schöngewachsene stolze Grenadiere mit riesigen Bärenmützen, roten frackähnlichen Röcken mit blauem Brustbesatz, auf ebensolchen Kragen und Armelaufsclägeln gelbe Garbelfäden, dazu lange blaue Beinkleider in Halbstiefeln, so sahen diese schmutzen Krieger aus. Nahezu tausend Mann dieser frisch einherstreichenden Soldaten lagen in Konstanz, ein ganzes Bataillon mit einer Grenadier- und Scharfschützenkompanie, lauter ausgesuchte Soldaten, neben sieben Küstlierkompanien. Dieses Bataillon gehörte zum englischen Regiment zu Fuß Royal Stranger und bestand vom obersten bis zum jüngsten Trommlerbuben aus geworbenen Schweizern. Das andere Bataillon von der gleichen Zusammensetzung lag in Radolfzell. Damals führte England in Verbindung mit dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation und dem Zarenreich Krieg gegen das revolutionäre Frankreich und da die Engländer von jeher lieber die anderen kämpfen ließen, statt selbst die Klinte in die Hand zu nehmen, ließen die schlauen Rechner an der Themse in

der Schweiz insgeheim Leute vorerst für ein neu aufzustellendes Regiment anwerben. Täglich trafen Leute namentlich aus der Ditschweiz ein, um die Kompanien zu vervollständigen. Manche Soldaten, auch die Offiziere, hatten Frau und Kind bei sich, ohne welche sich kein verheirateter Schweizer anwerben ließ, auch diese erhielten einen Sold, was sonst in keiner Armee vorkam, aber die Geldmenschen in England waren imstande, diesen Sold zu bezahlen, wie überhaupt Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten sehr gut besoldet waren.

So wimmelte es also in der Stadt von roten und grünen Uniformen, wenn die Schweizer dienstfrei hatten. Unter den Rekruten der ersten Grenadierkompanie des Hauptmanns v. Rüpplin-Kessikon war auch einer, dem Knabenalter kaum erwachsen. Hans Gnger aus dem Kanton Unterwalden, welcher derart von Sehnsucht nach seinem Elternhaus und seiner schönen Heimat gefoltert wurde, daß er beschloß, die Fahne, zu der er wenig Tage vorher geschworen, zu verlassen. In der Vorstadt Stadelhofen lag er im Quartier und in einer sturmgepeitschten Herbstnacht schlich er sich an den Saubach, welcher damals die Grenze zwischen dem Kaiserstaat Österreich und der Landvogtei Thurgau bildete. Aber österreichische Grenzsoldaten erwischten den Rekruten und brachten ihn auf die Hauptwache in das Zunfthaus zum Thurgau. Das Kriegsgericht trat anderen morgens zusammen und unter dem Vorsitze des Regi-



„Goldener  
Adler“  
auf der  
Marktsätte

mentskommandeurs und Obersten v. Dürler wurde Hans Gnger, wie nicht anders zu erwarten war, zum Tode durch Pulver und Blei verurteilt. Im Seelhaus hinter der Jodostuskirche saß der arme Bursche gefangen und wartete auf die Vollziehung der gerechten Strafe.

Es war am 14. Oktober 1795, als morgens um 5 Uhr der Regimentspater Cölestin Becker in die Zelle des dem Tode verfallenen Soldaten trat, um ihn für die Ewigkeit vorzubereiten. Eine Stunde später standen diejenigen vor dem Seelhaus, die bestimmt waren, den Verurteilten zur Richtstätte zu führen. Das

Gefängnistor öffnete sich, heraus trat in Begleitung des Regimentspaters der Rekrut Hans Gnger, verstörtes Angesichts, aber aufrechten Ganges, sich in das Unvermeidliche fugend. Voraus schritt ein Trommlerjunge, welcher ein schwarzes Tuch über das Kalbfell gespannt hatte und unaufhörlich die Trommel in einer eintönigen Weise bearbeitete. Dann kam ein Leutnant mit dem Auditor, hierauf der Sergeant mit sechs Grenadieren, hinter diesen der Regimentspater, ohne Unterlaß Gebete murmelnd, mit dem Sterbekreuz, neben ihm der Verurteilte. Sechs weitere Gren-

diere schlossen den traurigen Zug, der sich durch die St. Paulsgasse über den Obermarkt und durch das innere Paradiesertor gegen die äußere Stadumwallung zu bewegte. Noch waren die Gassen von Konstanz fast menschenleer, als die Soldatengruppe durch sie hindurchzog.

Der Regimentspater, aus dem Wallis stammend, war eigentlich mehr Soldat als Geistlicher. Er war am liebsten da, wo die Kugeln pfeifen. Früher war er Regimentspater im schweizerischen Garderegiment zu Paris gewesen. Gar manchen armen Sünder hatte er in Frankreich auf seinem letzten Gang begleitet, Hans Gyger war der erste, der neben dem Pater einherschritt, um erschossen zu werden, seit er seinen obersten Kriegsherrn gewechselt. In Konstanz wohnte damals am Münsterplatz der Domherr Freiherr v. Koll, ein gebürtiger Solothurner. Bei diesem weilte seit einigen Wochen seine Nichte zu Besuch, die verwitwete Baronin von Besenval geborene v. Koll. Ihr Gemahl und zwei ihrer Brüder waren vor drei Jahren an jenem blutigen Augusttag des Jahres 1792 in den Tuilerien gefallen. In Konstanz hatte sich die junge Frau gut eingelebt und war vor allem den Frühaufstehern dadurch bekannt, daß sie, wenn kaum die Nacht dem jungen Tag gewichen war, hoch zu Ross durch die Straßen einem der zahlreichen Tore ins Freie hinaus ritt. Gerade an jenem heiteren Herbstmorgen unternahm die Dame einen Spazierritt durch das Paradies. Dort begegnete die Reiterin dem Soldatentrupp, der den armen Burschen an die Richtstätte führte. Vom Pferde herab fragte sie in französischer Sprache den Leutnant v. d. Flüe, welches Verbrechen der Sol-

dat begangen habe, als ihr geantwortet wurde, daß der Grenadier aus Heimweh die Fahne habe verlassen wollen, wofür er jetzt erschossen werden würde. „Wenn dem so ist, werde ich sofort bei meinem Vetter, dem Herrn Obersten v. Dürler, um Gnade bitten“, rief die Baronin und sprengte in vollem Lauf durch das Tor über den Obermarkt auf die Marktplätze. Hier im „Adler“ war das Stabsquartier, hier wohnten auch die meisten Offiziere des Bataillons.

Der Oberst war sichtlich guter Laune; denn soeben war die Meldung eingetroffen, daß in den verschiedenen Herbergen der Stadt mehrere Werbeunteroffiziere übernachtet hätten, welche eine größere Anzahl Rekruten, namentlich aus Graubünden mitgebracht hätten, so daß das Regiment bald vollzählig wäre, als plötzlich Frau v. Besenval im Frühstückszimmer erschien. Die Offiziere erhoben sich, die Dame winkte jedoch ab mit den Worten: „Nur jetzt keine Förmlichkeiten, meine Herren, wo es sich um ein Menschenleben handelt“, und sich an ihren Vetter, den Obersten v. Dürler wendend, bat sie mit solch einer Wärme um Gnade für den armen Soldaten, daß der Oberst nach anfänglichem Sträuben welches jedoch scheinbar nur äußerlich war, hierauf über Leben und Tod des Rekruten mit den Worten entschied: „Wenn eine hübsche, lebenswürdige Dame mich um etwas bittet, so kann ich unmöglich nein sagen, besonders wenn es meine liebwerte Base ist. Der Grenadier Hans Gyger ist hiermit begnadigt.“ Am Schreibtisch schrieb er sodann auf einen Papierbogen: „Im Namen Seiner Großbritannischen Majestät des Königs Georg des Dritten! Dem Grenadier Hans Gyger

von der 1. Grenadierkompanie soll hiermit Gnade gewährt werden. v. Dürker, Oberst und Kommandeur des kgl. engl. Regiments zu Fuß Royal Stranger.“ Datum und Stempel wurden hinzugefügt und das Schreiben dem einen Adjutanten Tschudi übergeben. Dieser ritt, daß die Funken stoben, vom „Adler“ weg und durch das Paradiesertor auf den Brühl zur Richterstätte, von weitem schon das glückverheißende Schreiben schwingend. Der Regimentsspater hatte am offenen Grabe bereits drei Vaterunser mit dem Verurteilten gebetet und der Gerichtsoffizier schickte sich soeben an, das Urteil des Kriegsgerichts nochmals zu verlesen, als schweißstriefend Leutnant Tschudi anlangte und dem Leutnant v. d. Glüie die Begna-

digungsurkunde überreichte. Dieser verründete mit lauter Stimme: „Der Herr Oberst hat Gnade vor Recht ergehen lassen. Grenadier Gyger, du bist frei!“ Der kleine Tambor riß sofort das schwarze Tuch von seinem Instrument, es formierte sich die Gruppe und unter flottem Trommelhagel marschierte sie vor den „Adler“. Hier erstattete Leutnant v. d. Glüie die Meldung, daß das kriegsgerichtliche Urteil nicht vollstreckt werden konnte wegen erfolgter Begnadigung des Verurteilten. Als einige Tage später große Regimentsbesichtigung und Parade auf dem Brühl stattfand, wobei alle Soldaten in weißen Beinkleidern erschienen waren, stand der Begnadigte wieder im Reih und Glied.

### Legzählte Kleinigkeiten

Der berühmte Schauspieler Devrient saß bekanntlich gern und ausgiebig bei einem guten Tropfen in dem Weinstuben vom Lutter und Wegener. Seine „Sitzungen“ dortselbst dauerten manchmal so lange, daß er zu den Vorstellungen, in denen er mitwirkte, durch Boten geholt werden mußte.

Einmal war eine Erstaufführung im Schauspielhaus angesetzt. Der Zuschauerraum war schon gefüllt, alles wartete auf den Beginn des Stückes, aber der Hauptdarsteller, eben unser Devrient, war noch nicht da. Bezweifelt nannte der Direktor herum. Endlich, es war schon zehn Minuten über die angesetzte Anfangszeit, erschien Devrient weinselig. Der Direktor konnte seinen Wnger nicht verhehlen und fuhr ihn an:

„Na, das ist ja ein Wunder, daß Sie noch erschienen sind! Ich am Th-

ner Stelle wäre doch überhaupt nicht gekommen!“

Worauf Devrient ihn ganz ruhig anschaute und gemütvoll sagte:

„Ja, Sie!!! Daraus sieht man, daß Sie kein Pflichtgefühl haben!“

Bereits vor dem Bruderkrieg im Jahre 1866 war das Verhältnis zwischen den preussischen und österreichischen Diplomaten kein angenehmes. Das große Ereignis warf bereits seine Schatten voraus.

Damals wurde der Freiherr von Werther als Geschäftsträger Preussens nach Wien versetzt. Diese Tatsache entlockte einem Minister die Bemerkung, nun ziehe also Goethe in die Politik ein.

Befragt, wie er das meine, entgegnete er:

„Na, das ist doch sehr einfach: Das werden doch in Wien „Werthers Leiden“ in Neuauflage!“

# In fünf Minuten acht Panzer erledigt!

Die Heldentat des Ritterkreuzträgers **W-Unterscharführer Kofner**

von **W-Kriegsberichtler Cornelius v. d. Horst**

W-PA ...

Schwere Panzer! Wer hat den Augenblick erlebt, in dem zum erstenmal, wie die gehörnten Ecken der Urwelt, die stählernen Kolosse hinter einem Hügel auftauchen, aus einem Waldstück fahren, langsam, stur, über Gräben vorwärts, durch brechendes Unterholz, und den zweiten Augenblick, wenn die Maschinengewehre aus den sich drehenden Panzertürmen zu feuern beginnen. Und näher und näher rollt der feuernde Gigant, er wächst: sekundenschnell mag da manch tapferes Herz von einer jähen Lähmung befallen werden, bis wieder das hämmernde: Aushalten! Aushalten! den Mann aus seiner Starre hochreißt.

Seit Tagen schon währte die Schlacht. Auf einer Frontlänge von 37 km lag die **W-Division** einem mehrfach überlegenen Feind gegenüber. Überraschend war der furchtbare Stoß der Division in das Zentrum der feindlichen Armeen gewesen; jetzt, nach mühsamer Ordnung seiner geschlagenen Verbände warf der Gegner alle Reserven in den Kampf. Eine Kaverei erschien die Kommandeure der Sowjettruppen erfaßt zu haben. Ganze Bataillone und Regimenter, in pausenlosem Massenangriff vorgetrieben, verbluteten im Vorgelände vor den Hauptkampflinien. Da entschloß sich der Gegner zum Einsatz seiner schweren Panzer.

Vorerst waren es nur vereinzelt, die sich vorwagten, dann waren es zehn, dann zwanzig und dreißig

Panzer, schwere und leichtere, die sich über das Vorgelände herantasteten, noch weit außerhalb des eigenen Feuerbereichs. Wo würden sie den Durchbruch versuchen? Die Front war lang, und die Kompanien lagen stützpunktartig ohne Tiefe im Gelände eingegraben. Als aus den vorgeschobenen Feldstellungen der Division die ersten Meldungen vom Auftauchen schwerer Panzer einliefen, wurde an verschiedenen einem feindlichen Einbruch besonders günstigen Stellen die Panzerabwehr bereitgestellt.

Der **W-Unterscharführer Erich Kofner** hatte sein 5-Zentimeter-Geschütz auftragsgemäß an den ihm befohlenen Platz vorgeführt. Er suchte lange, ehe er eine Stellung fand, die ihn zufriedenstellte. Er stellte das Geschütz hinter eine Mulde, die zu dem einzig möglichen Anmarschweg der Panzer sich hinabsenkte. Es schien ihm ein besonderer Vorteil, daß die Straße sich an einer Stelle zu einem Hohlweg mit steilen Hängen verengte, die ein Ausweichen rechts oder links unmöglich machten. In niedrigem Buschwerk gut getarnt, erwarteten die Männer hinter ihrem Geschütz den kommenden Angriff.

Sie warteten einen Tag, aber die Panzer kamen nicht. Statt dessen warf sich ein Feuerhagel der sowjetischen Artillerie über ihre Stellung, und sie sahen, wie über das Vorgelände wieder die massierten Angriffe der sowjetischen Bataillone gegen einzelne Gefechtsabschnitte der Division vorgetragen



Kaltblütige Abwehr eines Panzerangriffs

(PK. Hähle)

Volltreffer auf Volltreffer zerbrachen die Panzerbrigaden der Bolschewisten.

wurden. Sollten die Bolschewisten den Angriff der Panzer an anderer Stelle angelegt haben?

Langsam verrannen in der Lauerstellung die Stunden; von der vorgeschobenen Panzerwarnung lief keine Meldung ein. Dann war die Nacht da, eine der hellen, sternenglänzenden Nächte. Manchmal war in der Ferne heftiges Schießen zu hören dazwischen die dumpfen Detonationen der schweren Granaten. Es war das leise Grollen der Schlacht, die auch in der Nacht nicht verstummte — es spannte die Gedanken und mahnte zur Wachsamkeit.

Der Morgen dämmerte herauf und das Grollen wurde stärker. Der  $\text{H-}$ Unterscharführer Rohner lag am Rande des Buschwerks; er dachte, es müsse der Bolschewik nun bald ein Einsehen haben und kommen, denn auch im Kriege sei das Wirtenslassen eine Unhöflichkeit. Er dachte an den Tag in der Flandernschlacht, an dem die Franzosen gekommen waren und er in rascher

Folge drei französische Panzerkampfwagen zusammengeschoßen hatte. Seit jenem Tage stand er zu Panzern aller Größen in einem eigentümlichen Spannungsverhältnis, und die Art, in der er sein Geschütz in Stellung zu bringen pflegte, ließ auf einen entwickelten Instinkt für die Bewegungen seiner speziellen Gegner schließen.

Wenige Minuten vor 8 Uhr morgens kam von der vorgeschobenen Panzerwarnung Alarm — sie meldete den Anmarsch feindlicher Panzer. Die genaue Zahl war nicht sofort zu ermitteln, doch war außer Zweifel, daß auch schwere Panzer vordrangen, und zwar auf dem Wege, den der Unterscharführer Rohner vorausgesehen hatte.

Das Geschütz war feuerbereit. Einige qualvolle Sekunden des Wartens verstrichen, da schob sich der erste schwere Panzer in den Hohlweg, ein zweiter folgte, ein dritter, ein vierter, fünfter, sechster. Der siebente Panzer, der achte. Der erste hatte den Hohlweg schon fast

durchfahren, aber noch immer war der Feuerbefehl nicht heraus. Die Männer starteten auf ihren Geschützführer, doch dieser schien nur mit dem Zählen der heranziehenden Panzer beschäftigt zu sein. Dann — die Nerven der Männer waren schon bis zum Zerreißen gespannt, da sie den achten Panzer am Ende des Hohlweges auftauchen sahen — gab der Unterscharführer den Befehl, der seiner klaffischen Kürze als auch seines Ergebnisses wegen im Wortlaut bewahrt zu werden verdient: „Auf 50 Meter den vordersten zum Sperren des Weges. Dann den letzten zum Sperren des Weges nach rückwärts. Dann Abschlagen dessen, was sich dazwischen befindet.“

Auf 50 Meter war der erste der Panzer heran. Ein Kommando des Unterscharführers, und der erste Schuß fuhr heraus. Der Panzer

bäumte sich etwas, dann stand er. Und fast im gleichen Augenblick nach dem zweiten Schuß kam der Ruf von einem der Männer: „Der achte brennt!“ Ja, der achte brannte und stellte sich qualmend quer, so wie es der Unterscharführer sich gewünscht hatte.

Hinter dem ersten kampfunfähig geschossenen Panzer aber schiefen Flammenbündel hervor, ein Flammenpanzer rollt an, zischend fahren die Flammen in die Richtung des Geschützes, und über die Grasnarbe zieht sich ein breiter, brandiger Streifen. Ein Panzerturm wird aufgestoßen, die Besatzung des Panzers klettert heraus und dringt gegen das Geschütz vor. Die Männer jagen noch einige Schüsse heraus, dann — auf zehn Meter sind die Sowjets heran — werfen sie sich mit Pistolen, Handgranaten



Unser Bild zeigt einen 52-Tonnen-Panzer, der kampfunfähig liegen geblieben ist

und Spaten den Angreifern entgegen und machen sie unschädlich.

Sie stürzen an das Geschütz zurück, laden und feuern ohne Pause, und dann stehen sie einen Augenblick wie betäubt: sie sehen vor sich bewegungslos acht sowjetische Panzer in Brand geschossen, die Ketten zerlegt, die Türme verklemmt. Sie packen sich an den Armen, schreien sich gegenseitig in die Ohren, die von den Abschüssen noch halbtäub sind. Sie haben es geschafft, und

es ist ihnen alles unendlich. Der **W**-Unterscharführer Köfner sieht auf seine Uhr und sagt mechanisch: „In fünf Minuten — erledigt!“

Acht feindliche Panzer in fünf Minuten vernichtet. Für diese Heldtat wurde der **W**-Unterscharführer Köfner mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet. An der Stelle, an der das Geschütz des Unterscharführers Köfner stand, hat der Gegner keinen Einbruch mehr versucht.

**Uns Deutschen ist durch schmerzliche Entbehrung  
der Blick geschärft worden für die Würde des  
Staats . . . Seine Ehre ist die unsere, und wer  
nicht auf seinen Staat mit begeistertem Stolze  
schauen kann, dessen Seele entbehrt einer der  
höchsten Empfindungen des Mannes.**

Heinrich von Treitschke

es unglück. De  
er Kogner  
d sagt mechanid  
n — erledigt!

Panzer in für  
für diese Gel  
ff-Untercharjüb  
dem Rittertreu  
der Stelle, an  
des Unterchar  
nd, hat der Gep  
h mehr verjuht.

hrung

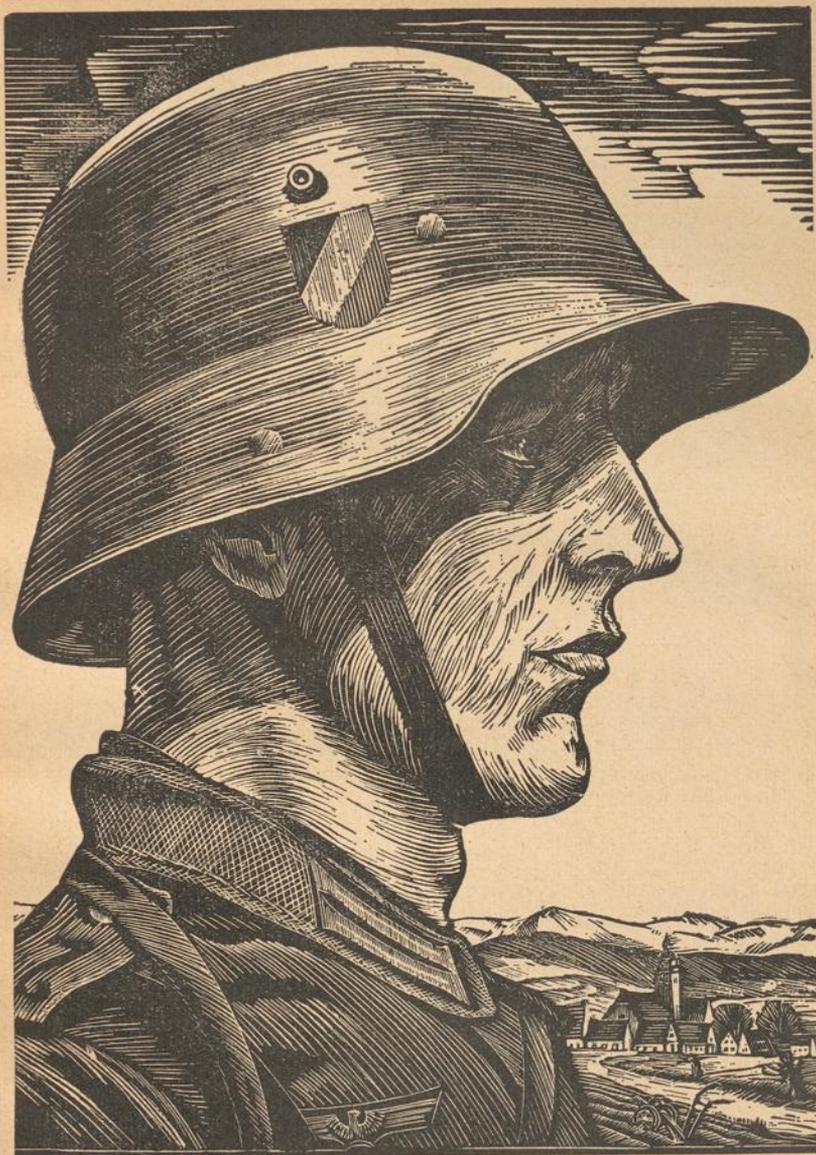
De des

nd wer

Stolze

er der

eitschke



Junge deutsche Wehrmacht

Bodo Zimmermann

Der Wanderer blickt zurück:

# Von Sieg zu Sieg!

Ein Jahr weltgeschichtlicher Entscheidungen.

Als der Chronist im Vorjahre Abschied nahm von unseren ruhmgekrönten Truppen im Osten, hielten diese nach einem Siegeslauf ohne Beispiel in der Geschichte den ganzen Dnjeprbogen besetzt und näherten sich im Norden bereits Leningrad. Ehe indessen der russische Winter die Fronten erstarren ließ, trafen den bolschewistischen Koloß noch schwerste Schläge. „Rußlands Fenster nach Europa“ fiel zu, nachdem Leningrad von allen Landverbindungen abgeschnitten war. Wenig später erfochten die Truppen des Generalfeldmarschalls von Reichenau und des Generalobersten von Kleist einen überwältigenden Sieg bei Kiew. 665 000 Gefangene, 884 Panzerwagen und 3718 Geschütze fielen in deutsche Hand. Im Oktober wurde das wichtige Industrie- und Wirtschaftszentrum Char'kow sowie die große Hafenstadt Odessa genommen und der Zugang zur Halbinsel Krim erkämpft, die im Lauf des November bis auf das eingeschlossene Sewastopol ganz besetzt wurde. Auch im mittleren Frontabschnitt ging es rastlos vorwärts. In der Doppelschlacht von Wjasma und Brjansk stieg die Gefangenenzahl auf 663 000. Auch in der Ostsee wehte bald über den letzten baltischen Inseln die Reichskriegsflagge. Am 1. Dezember betrug die Gesamtzahl der gefangenen Bolschewisten 3 806 885, die der erbeuteten oder vernichteten Panzer 21 391, die der Geschütze 32 541 und die der Flugzeuge 17 322.

## Der Führer übernimmt das Oberkommando des Heeres

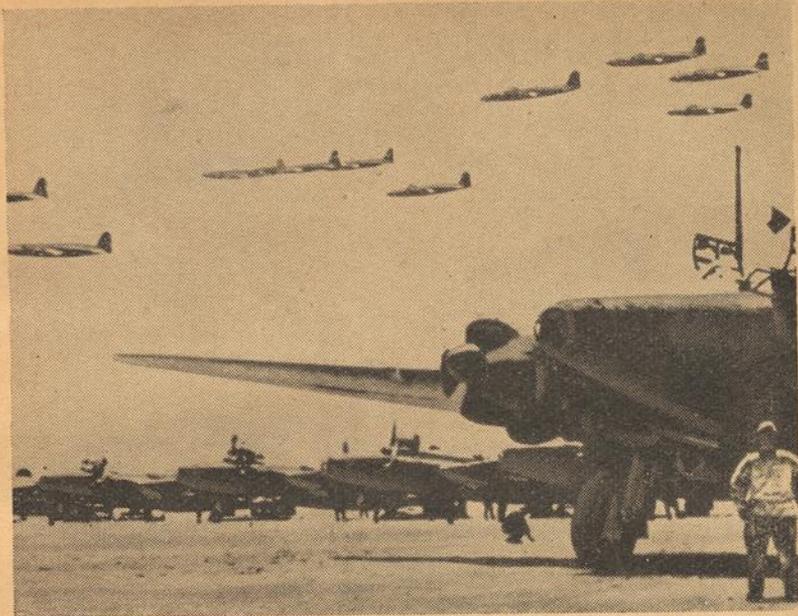
Diesem gewaltigen Siegeszug auf einer über 2000 km langen Front machte der unerwartet frühe Einbruch des russischen Winters ein Ende. Die bis in den Dezember hinein trotz aller Bitterungsschwierigkeiten erfolgreich vorgetragenen Angriffsoperationen wurden eingestellt unter gleichzeitiger Zurücknahme vorgetriebener Teile der Front in günstigere Widerstandslinien. In diesem kritischen Augenblick, wo es galt, angesichts des gefährlichsten Feindes aller Zeiten, die Truppen im Osten aus dem Zug der Bewegung in eine Stellungsfrent zu bringen, entschloß sich der Feldherr Adolf Hitler, neben der Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht nun auch das Oberkommando des Heeres zu übernehmen und Generalfeldmarschall von Brauchitsch in voller Würdigung seiner bisherigen Verdienste von seiner Aufgabe als Oberbefehlshaber des Heeres zu entbinden. „Der erste Muskettier des Reiches“ betrachtete es als seine Pflicht, die Verantwortung für die bisher schwerste Aufgabe des Krieges ganz auf seine Schultern zu nehmen und dadurch seinen Soldaten noch näher zu rücken.

## Japan tritt in den Krieg

Inzwischen aber hatten sich auf der Bühne des großen Welttheaters gewaltige Verschiebungen ergeben, die dem europäischen Kriege ein weltweites Ausmaß verliehen. Japan erklärte am 7. Dezember

ieg!

ngen.  
ernimmt das Die  
des Heeres  
ligen Stageszug  
im langen Heer  
ermartet frühe Ein  
ischen Winters in  
in den Dezemb  
Witterungsbedin  
reich vorgetragen  
onen wurden ab  
leichzeitig im  
ebener im  
igere Wärdens  
kritischen Augen  
angefächts des ge  
des aller Zeiten,  
Öfen aus dem  
g in eine Stel  
zu bringen, ent  
eldherr Adolf jü  
schlagskraft über  
macht nur auf  
ndo des Heeres  
Generalstabs  
u schiff in vol  
seiner bisherigen  
seiner Aufgabe  
des Heeres  
erste Muster  
trachtete es ab  
Verantwortung  
schwerste Aufgabe  
auf seine Schul  
und dadurch seine  
über zu rücken  
in den Krieg  
er hatten sich an  
großen Weltkrie  
Verhältnisse des  
europäischen Krieg  
Ausmaß verließen  
te am 7. Dezember



**Wirksames Vorgehen der japanischen Luftwaffe auf den Philippinen**  
Eine Kette verläßt ihren Stützpunkt zum Feindflug

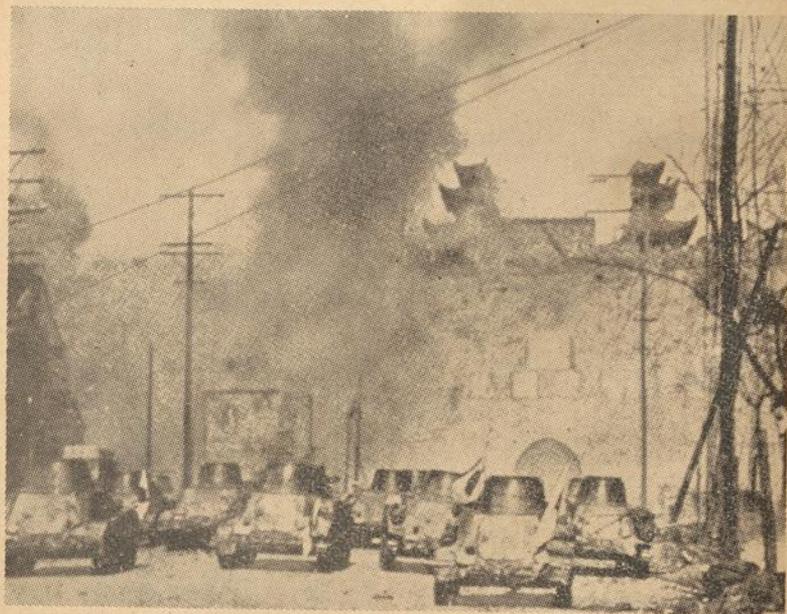
1941 den Vereinigten Staaten den Krieg. Mit unendlicher Langmut und Geduld hatte das ostasiatische Inselreich viele Jahre alle Herausforderungen der westlichen Demokratien hingenommen. Zuletzt noch wollten der Kriegsheker im Weißen Hause und seine jüdischen Hintermänner durch den Würgegriff der Rohstoffblockade das stolze Volk Nippons in die Knie zwingen und fügten zu ihrem brutalen Erdrosselungsversuch noch den kalten Hohn. Das Maß war voll, und „die Preußen des Ostens“ gaben die einzig mögliche und würdige Antwort: Der Tenno legte die Freiheit und Zukunft des Reiches in die Hand seiner noch nie geschlagenen, im Geiste ruhmvoller Traditionen erzogenen Armee und Flotte.

Wenige Tage später verkündete der Führer in seiner historischen Reichstagsrede vom 11. Dezember, daß sich Deutschland und Italien entschlossen hätten „getreu den Bestimmungen des Dreimächtepaktes, Seite an Seite mit Japan den Kampf für die Freiheit ihrer Völker und Reiche auch gegen die Vereinigten Staaten von Amerika aufzunehmen und gemeinsam zu Ende zu führen. Eine Kette unerhörter Provokationen Deutschlands durch Roosevelt war vorausgegangen. Der großenwahnsinnige Präsident der USA hatte deutsches Eigentum rechtswidrig beschlagnahmen, deutsche Staatsbürger einfertern, deutsche Frachter auf hoher See kapern lassen und schließlich entgegen allen Völkerrechtsbestimmungen

mungen seiner Marine den Befehl gegeben, jedes deutsche Schiff anzugreifen, zu beschießen und zu versenken. Länger konnte der Führer seine Geduld nicht mißbrauchen lassen. Mit der Zustellung der Pässe an den amerikanischen Geschäftsträger in Berlin waren die Fronten klar abgesteckt. Die Ordnungsmächte Europas traten an der Seite der Ordnungsmacht Ostasiens in den Krieg gegen die Vereinigten Plutokratien. Die „Habenichtse“ waren entschlossen, sich ihren Anteil an den Gütern dieses Planeten zu nehmen und ihre völkische Existenz für alle Zukunft sicher zu stellen.

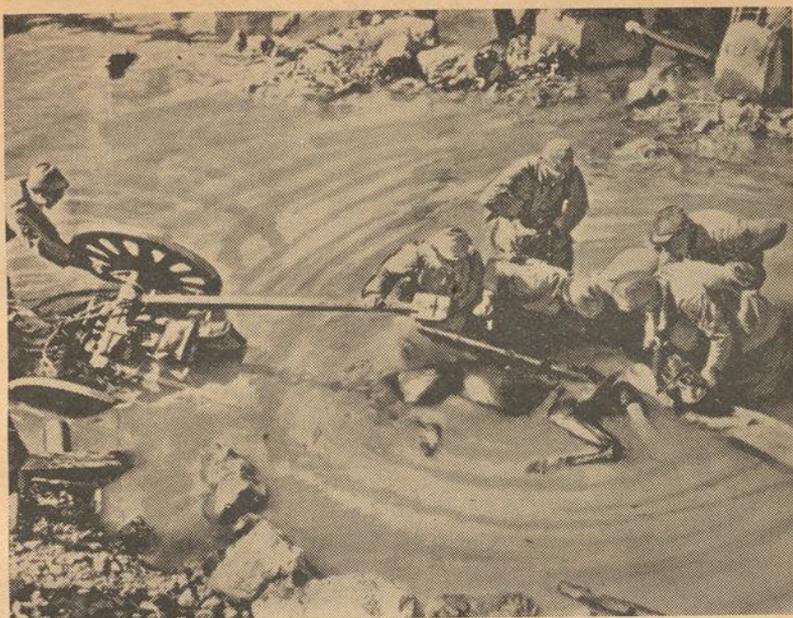
**Das Sonnenbanner über Singapur**  
Damit aber nahm der Krieg ein wahrhaft globales Ausmaß an und

erstreckte sich auf alle fünf Kontinente und alle sieben Weltmeere. Der Ring war geschlossen. Roosevelt hatte den von ihm und seiner jüdisch-kapitalistischen Verschwörerflique so heiß ersehnten Krieg. Dieser verlief freilich anders, als es sich die Alliierten träumen ließen. In 90 Tagen wollte ja Mister Knox Japans Flotte vernichten und das Inselreich niederwerfen. Statt dessen traf die Pazifikflotte der USA blitzartig der vernichtende Schlag von Pearl-Harbour, wurden Guam und Wake, die beiden starken Stützpunkte auf dem Wege nach Ostasien, sowie die Philippinen genommen, Thailand besetzt, Hongkong und Borneo erobert. Japan, äußerst geschickt auf der inneren



**Japanische Panzer greifen an**

Ein Bild von den Kämpfen der Japaner gegen amerikanische Stützpunkte im Pazifik

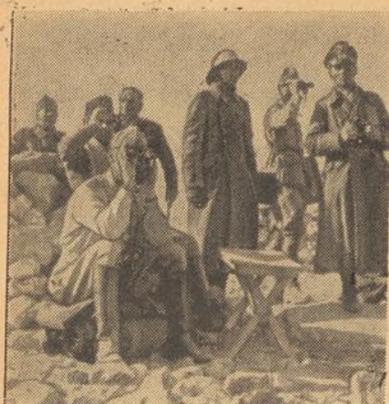


#### Schwieriger Vormarschweg

Auch in Malaya hatten die japanischen Truppen während der Gebirgs- und Dschungelkämpfe mit großen Hindernissen zu kämpfen. — Hier ist ein Geschütz mit Bespannung einen Abhang hinunter in den Fluß gestürzt und wird nun unter Aufbietung aller Kräfte wieder flottgemacht.

Linie operierend, hatte in wenigen Wochen den Einkreisungsring gesprengt und schickte sich an, in die reichsten Schatzkammern der Alliierten vorzustoßen. In unwiderstehlichem Siegeszug stürmten denn auch bald darauf die Truppen des Tenno über die Malayenhalbinsel, nahmen die britische Festung Singapur, das Gibraltar des Ostens, eroberten ganz Inselasien und warfen die vereinigten Briten und Tschungkinghinesen aus Burma, dem Vorfeld Indiens. Schwerste Schläge trafen in einer Reihe von Luft- und Seeschlachten die Flotten Roosevelts, Churchills und ihrer niederländischen Trabanz-

ten. Die absolute See- und Luft-herrschaft Japans über den ostasiatischen Raum war damit gesichert und ein Kernstück der wirtschaftlichen Kriegsführung der Alliierten ihrer Herrschaft entzogen. Von da an war es aus mit den unbeschränkten Hilfsmitteln des britischen Empires, und auch die industrielle Leistungsfähigkeit der USA sah sich zum ersten Male dem Problem ausreichender Rohstoffversorgung gegenüber. Machtpolitisch aber bedeuteten diese Erfolge, insbesondere die Einnahme Singapurs, in das die ersten japanischen Truppen am 11. Februar 1942 eindrangen, die Geburt eines neuen Asiens und



#### Die Schlacht in Nordafrika

General Rommel auf seinem Beobachtungsstand während des Kampfes südöstlich Tobruk.

(PK.-Aufn.: Kriegsberichtler Zwilling)

und ein Wendepunkt der Weltgeschichte.

Auch in Nordafrika erfuhr im Lauf des Winters die Lage eine überraschende Wendung. General Rommel war es im Lauf des Dezembers gelungen, seine Truppen vor dem Angriff starker Übermacht ungeschlagen nach El Agheila zurückzunehmen, nachdem er vorher den Briten schwerste Verluste zugefügt und ihre weitgesteckten Ziele zunichte gemacht hatte. Am 21. Januar 1942 stieß er dann aus dem Bogen der Großen Syrte gegen die zu erneutem Angriff aufmarschierten Briten vor und warf sie. Am 25. Januar fällt Benghasi, am 3. Februar Derna. Bei Ain el Gazala westlich Tobruk werden neue Stellungen bezogen.

#### Abwehrsieg im Osten

Wenn aber von wahren Heldentum und soldatischer Größe gespro-

chen wird, dann muß der Chronist in erster Linie und vor allem anderen der unvorstellbaren Leistungen unseres Ostheeres gedenken, das Schulter an Schulter mit seinen Verbündeten in einem unerhört kalten Winter einem zähen und verschlagenen Feind die Stirn bot und die befohlenen Stellungen überall behauptete. Vom Schwarzen Meer bis Leningrad und Murmansk rannten die Bolschewisten, von fanatischen Kommissaren vorgetrieben, immer wieder gegen unsere Fronten an. Hekatomben von Toten häuften sich vor den deutschen Linien. Der deutsche Soldat aber gab ebenso wie seine Kameraden aus den verbündeten Staaten



#### Italiens Flak in der Libyschen Wüste

Unser Bild zeigt ein italienisches Flugzeugabwehr-Geschütz, das zum Schutz gegen den Einflug britischer Flugzeuge an der Grenze Libyens eingesetzt ist.



### Das Heer der Gefangenen im Osten wächst stündlich

Bolschewisten, die den Weg in die Gefangenenlager angetreten haben.

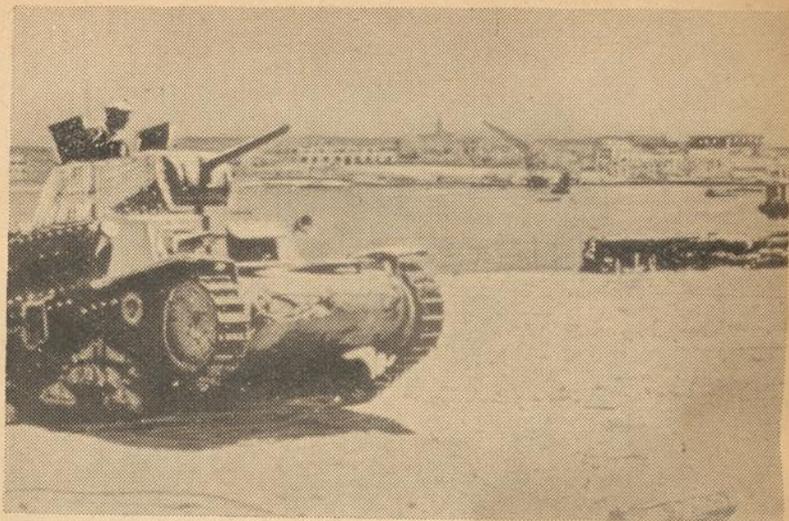
(PK.-Aufn.: Kriegsberichter Schneider)

und die Freiwilligenkontingente des übrigen Europa keinen Fußbreit Bodens preis und blieb Sieger über den unerbittlichen russischen Winter wie über einen Gegner, der seine ganze Hoffnung auf diesen Winterfeldzug gesetzt hatte. Einbrüche wurden abgeriegelt und im Gegenstoß bereinigt, bolschewistische Banden im Hinterland eingekreist und vernichtet, Igelstellungen hielten sich gegen erdrückende feindliche Übermacht. Die Front stand fest und unerschütterlich. Sie stand, weil der Geist des Führers auf die Truppe überprang, weil sein unbändiger Wille das deutsche Ostheer zusammenschweißte zu verschworener, unbesiegliger Kampfgemeinschaft. Die ganze Kulturwelt schuldet so ewigen Dank der deutschen Wehrmacht, die sie vor dem furchtbaren Schick-

sal einer Überflutung durch den Bolschewismus bewahrt, dem die gewissenlosen Kriegsverbrecher Churchill und Roosevelt unsern Kontinent auszuliefern bedenkenlos entschlossen waren.

### Von der Verteidigung zum Angriff

Trotz dieser schwersten Prüfung und Erprobung unserer Wehrmacht, die sich wieder einmal größer erwies als die Macht des Schicksals oder der entfesselten Elemente, gelang es, völlig planmäßig die Divisionen für den Sommerfeldzug zu formieren und in den Aufmarschräumen, unbemerkt vom Feinde, bereit zu stellen, war es möglich, die neuen Waffen zu schmieden für die nächste offensive Phase des Krieges im Osten. Der Mai und Juni brachten gewissermaßen das gewaltige vielversprechende Vorspiel. Am 8.



Nach der Erstürmung der Festung Tobruk durch Rommels Truppen

Unser Bild zeigt einen Teil der Hafenanlagen von Tobruk. Im Hintergrund die Häuser der Stadt.

Mai traten auf der Halbinsel Kertsch unter dem Befehl des Generalobersten von Manstein deutsche und rumänische Truppen zum Angriff an, vernichteten in erbitterter Schlacht drei sowjetische Armeen und brachten gewaltige Mengen an Gefangenen und Beute ein. Timoschenko antwortet mit einer großen Offensive bei Charkow. Sie verwandelt sich in eine vernichtende bolschewistische Niederlage. Wieder werden unter Führung von Generaloberst von Kleist und des Generals der Panzertruppen, Paulus, drei Sowjetarmeen eingekesselt und aufgegeben. Am 7. Juni zieht sich auch über Sewastopol das Verhängnis zusammen. Die stärkste Land- und Seefestung der Welt fällt nach 25tägigem erbittertem Ringen.

Auch der Engländer bekam im

Juni mitsamt seinen überall zusammengelesenen Hilfsvölkern seinen Teil ab. In einem operativen Bravourstück rollte Rommel in Nordafrika die feindlichen Stellungen zwischen Min el Gazala und Bir Hacheim auf und nahm am 21. Juni die in 17 Monaten britischer Besetzung mit allen erdenklichen Mitteln verstärkte Festung Tobruk, Bardia, Capuzzo, Sollum, Halfaya, Marsa Matruh sind die weiteren Etappen des Siegeszuges Rommels, der weit in ägyptisches Gebiet vorstieß und als Anerkennung für die überragende Führung seiner Truppe den Marschallstab erhielt. Seit dem Juli hält der vollstimmlich gewordene Marschall die El Alamein-Stellung, gegen die, während diese Zeilen in Druck gehen, die Briten wieder mit größtem

Aufgebot anrennen.

### Die große Sommeroffensive

Am 1. Juli, einen Tag nach der Erstürmung des Malatow bei Sewastopol, meldet der Heeresbericht: „Im südlichen und mittleren Abschnitt der Ostfront sind deutsche und verbündete Truppen zum Angriff angetreten.“ Die große Offensive rollte an. Zwei Tage später ist die bolschewistische Front schon in 300 km Breite aufgerissen, am 5. Juli der Don erreicht, am 7. die große Industriestadt Woronesch genommen. Von da an verlagert sich der Schwerpunkt der Offensive nach Süden. In 500 km Breite wird die sowjetische Abwehrfront ins Westen gebracht. Ungarische, italienische, rumänische, slowakische und kroatische Verbände beteiligten sich an der Verfolgung des geschlagenen

Feindes. Am 17. Juli fällt Woroschilowgrad, am 23. Kowno. Ende Juli teilen sich die Operationsrichtungen der angreifenden Armeen. Die eine Gruppe säubert den großen Donbogen und wirft den Gegner über den Strom, über dessen Unterlauf eine andere Gruppe in Richtung auf den Kaukasus vorstößt. Die Armee Timoschenkos wird in zwei Teile zerrissen. Stadt um Stadt im Vorgelände des Kaukasus fällt, Kuban und Terek werden überschritten, die Ölgebiete von Maikop erobert, Noworossijsk, außer Batum der letzte Hafen der bolschewistischen Schwarzmeerflotte, erstürmt. Anfang November stehen die verbündeten Truppen bereits vor Tuapse und nähern sich Ordsonikidse und den Ölfeldern von Grosnij.

Vom Angriff auf Kertsch bis



Vorwärts in Nordafrika

So rücken die schweren Geschütze des deutschen Afrika-Korps dem Feind zu Leibe  
(PK. Moosmüller)



#### Alarm! Die Bolschewisten greifen an

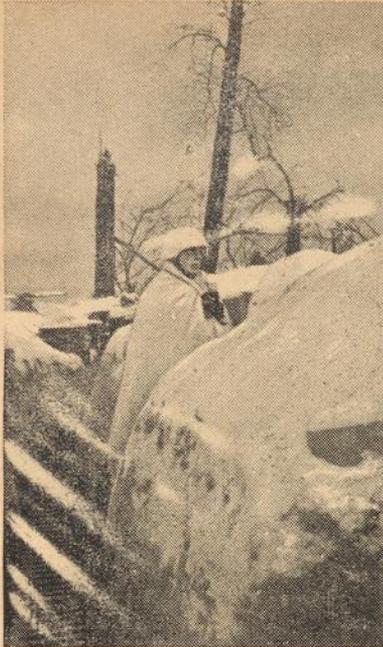
In diesem Abschnitt, den die Waffen-**⚡** in Eis und Schnee besetzt hält, versuchten die Bolschewisten wieder einmal einen Angriff. Alle Mann waren aber sofort an den Geschützen. Der Feind wurde mit einem Feuerhagel überschüttet und im Gegenstoß aus seinen Ausgangsstellungen vertrieben.

(**⚡**-PK.:Kriegsbericht Altstadt)

zum 12. August wurden an der Ostfront insgesamt 1 044 741 Gefangene gemacht, mehr als 6270 Panzer und mehr als 10 100 Geschütze erbeutet oder vernichtet, während gleichzeitig der Feind rund 6000 Flugzeuge verlor — eine wahrhaft überwältigende Siegesbilanz! Der Hauptkampf an der Ostfront aber tobt seit Ende August weder da, wo die großen Abwehrschlachten — bei Woronesch, Rschew, am Ilmensee und Wolchow — geschlagen werden, noch im Kaukasus, sondern in Stalingrad. In den rauchenden Trümmern des großen Wirtschafts- und Rüstungszentrum am Wolgaknie ist mit unvorstellbarer Härte der größte Stadtkampf der Geschichte entbrannt. Häuserblock um Häuserblock, Industriewerk um Industriewerk haben die deutschen Truppen bereits dem zähen Gegner entrisen,

und schon zeichnet sich das siegreiche Ende dieses titanischen Ringens um eine Stadt ab, die nicht bloß Stalins Namen trägt, sondern auch die Wolga, die wichtigste Lebensader der Sowjetunion, beherrscht.

Damit sind, wie der Führer in seiner mitreißenden Rede im Berliner Sportpalast am 30. September ausführte, die großen Ziele des Sommerfeldzuges sämtlich erreicht und es beginnt bereits die Organisation des gigantischen eroberten Raumes. Die Kornkammern, die Kohlenzechen, die Erzfelder und Industriewerke der Ukraine stehen nun nicht mehr im Dienste des Bolschewismus, sondern im Dienste Europas. Damit hat sich das Kriegspotential grundlegend verschoben. Wir gehen in diesen Winter dank der Erfolge unserer braven Soldaten unter wesentlich günstigeren Vor-



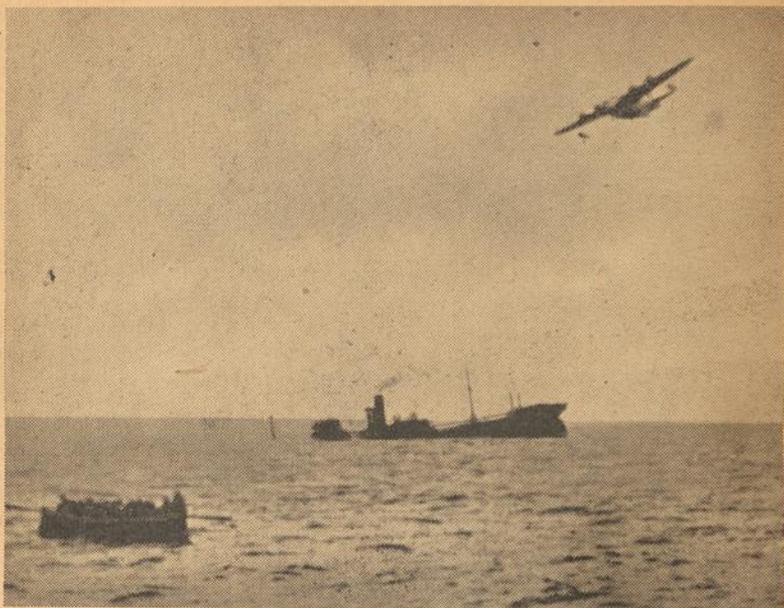
Wachtposten vor Leningrad  
(PK.-Aufn.: Kriegsbericht Schröter)

ausgehungen als im Vorjahr, und auch für die Bedürfnisse der Front ist in einer Weise vorgesorgt, daß sie mit vollkommener Ruhe den kommenden kalten Monaten entgegensehen kann.

#### Die Schlacht auf den Meeren

Die geschichtlichen Großtaten im Osten sollen indessen unsern Blick nicht ablenken von den überragenden Erfolgen, die wir auch im Kampf gegen die beiden großen feindlichen Seemächte errungen haben. Die Waagschale der Schlacht auf den Meeren neigt sich mehr und mehr zu unseren Gunsten. Im Wettlauf zwischen Neubauten und Versenkungen liegen die letzteren

mit weitem Vorsprung an der Spitze. Unsere U-Boote, Flugzeuge und Überwasserstreitkräfte halten unter den Kriegs- und Handelsflotten unserer Feinde eine fürchterliche Ernte. Vom St. Lorenzstrom bis vor die Küsten Südamerikas, vom Nordmeer bis Kapstadt, vom Mittelmeer bis auf die Weiten des Atlantik reicht das Jagdgebiet unserer U-Boote. Mehr als 21 Millionen BRT Handelstonnage sind ihnen bereits zum Opfer gefallen. Dazu treten die Versenkungen durch den italienischen und japanischen Verbündeten. Nicht bloß die Sowjetunion bekommt den Ausfall der Route nach Murmansk und Archangelsk bitter zu spüren, sondern auch England muß den Leibriemen enger schnallen und in der Produktion der USA macht sich der Mangel an wichtigen Rohstoffen mehr und mehr bemerkbar. Ohne ausreichende Tonnage und ohne Beherrschung der Meere aber ist die Errichtung einer „zweiten Front“, nach der Stalin immer dringlicher schreit, undenkbar. Schon einmal versuchten die Engländer auf Befehl ihres bolschewistischen Bundesgenossen eine Invasion der Festung Europa. Aber das Abenteuer von Dieppe endete mit einer blutigen Abfuhr. Der Stern Englands ist in raschem Sinken begriffen, der britische Nimbus verblaßt. Überall wehren sich die unterdrückten Völker, Ägypter, Inder, Iraken, Franzosen, Syrer, gegen die britischen Gewaltmethoden und die expressrische Kolonialpolitik der City. Das Empire nähert sich der letzten Phase seiner Agonie. Ohne den zündenden Funken einer neuen tragfähigen Idee klammern sich die Plutokraten an längst durchschaute



Engisches Schiff im Atlantik torpediert

Dieses dramatische Bild zeigt den Untergang eines Londoner Dampfers im Atlantik. Vor dem tödlichen Schuß auf das Schiff war die britische Besatzung in die Boote gegangen. Die letzten SOS-Rufe des Dampfers hatten britische Flugzeuge herbeigerufen, die ihm jedoch auch keine Hilfe mehr bringen konnten.

Phrasen zur heuchlerischen Tarnung ihrer imperialistisch-kapitalistischen Raubinstitute, während die jungen Völker Europas und Ostasiens marschieren im Zeichen einer neuen, sozial gerechten und geopolitisch vernünftigen Weltordnung.

So gilt an der Schwelle des vierten Kriegswinters unser heißer Dank und Gruß dem Staatsmann und Feldherrn Adolf Hitler und seinen getreuen Paladinen, er gilt unseren tapferen Soldaten und allen, die sich in der Heimat mit letzter Kraft einsetzen für den Sieg. Wir neigen uns in Ehrfurcht vor den Blutzegen des Reiches, die ihr Leben auf dem Felde der Ehre ga-

ben, wie vor den Opfern der verbrecherischen Terrorangriffe der britischen Luftwaffe. Wir wissen, daß aus der Blutjaat eine herrliche Ernte sprießen wird. Denn, so führte der Führer am 30. Sept. aus, „unsere Gegner mögen diesen Krieg führen, so lange sie in der Lage sind. Was wir tun können, um sie zu schlagen, das werden wir tun! Daß sie uns jemals schlagen, ist unmöglich und ausgeschlossen! Nur das nationalsozialistische Deutschland und die mit ihm verbündeten Staaten werden als junge Nationen, als wirkliche Völker und Volksstaaten aus diesem Krieg mit einem glorieux reichen Siege hervorgehen.“

# Esprobt und beneidest!

Was du „Wandruer“ empfindest

## Wie reinige ich richtig

**Zur Reinigung von Haarbürsten** verwende man am besten warmes Wasser und Soda. Seife würde die Borsten nur allzu weich machen.

**Hutleder zu reinigen.** Das durch Schweiß verunreinigte Leder der Herrenhüte reinigt man mit einer Lösung von einem Teil Salmiakgeist und zehn Teilen Wasser. Mit einem Leinentuch wird das Hutleder dann trocken gerieben.

**Gummimäntel** dürfen niemals mit einem chemischen Stoff gereinigt werden, da der Gummi undicht wird. Mit warmer Seifenlösung und einem Schwamm wäscht man ihn tüchtig ab und läßt ihn an der Luft trocknen.

**Um Teppiche aufzufrischen** wird ein Löffel voll Borax in etwa drei Liter warmem Wasser aufgelöst. Hierauf reibt man den zuerst gründlich geklopfen Teppich mit dieser Lösung ab. Natürlich wird der dazu verwendete Lappen immer wieder mit warmem Wasser sauber gespült, bei der Abreibung aber so fest ausgewunden, daß er eben nur feucht ist.

**Wäscheleinen** müssen in gewissen Zeitabständen gewaschen werden, sonst wird die aufzuhängende Wäsche schmutzig. Am besten bürstet man sie auf ein Brett gerollt mit Seifenwasser und Salmiak ab. Zum Trocknen muß sie gespannt werden, sonst ringelt sie sich.

**Obstflecken** kann man von den Messern leicht entfernen durch Abreiben mit Steinkohlensche mittels eines Wolläppchens.

**Strommatten** reinigt man durch Kochsalz in warmem Wasser. Darauf mit grober Bürste abreiben.

**Angebrannte Kochtöpfe** lassen sich leicht und sicher säubern, wenn man dieselben in Sodawasser einweicht, dann ein feuchtes Wolläppchen in Asche taucht und damit die Stellen so lange reibt, bis alles entfernt ist.

**Kaffeelack als Putzmittel.** Auch dieses einfache Hausmittel kennen nur wenige Hausfrauen. Es wird bei lackierten Böden angewendet. Der Kaffeelack wird feucht ausgestreut. Er bindet dann den Staub und kann leicht wieder zusammengekehrt werden. Zum Schluß reibt man den Boden mit einem Wachsappen gut nach.

**Wenn das Parkett weiße Stellen hat,** betupfe man sie mehrere Male mit einem in Essig getauchten Lappen.

**Zigarrenasche** eignet sich gut zum Putzen von Fensterscheiben und verschiedenen Metallgegenständen.

**Flaschen,** die fetten Inhalt hatten oder unangenehme Gerüche, macht man wieder gebrauchsfähig, indem man Eichenholzägselpane hineingibt oder frischen Kaffeelack. Dann schütte man noch etwas heißes Wasser dazu und schwenke die Flasche. Zweimal wieder mit heißem Wasser beginnen, dann kalt ausspülen und austropfen lassen. Man kann sie auch mit Zeitungspapier und Kartoffelschalen füllen, etwas Wasser dazugießen und einige Stunden stehen lassen, dann kräftig schütteln.

**Kochflecken auf Messern und Gabeln** sind angeblich schwer zu entfernen. Dabei hat wohl jede Hausfrau in ihrem Haushalt einen Tintenradiergummi. Man probiere es einmal damit. Der Erfolg stellt sich in kurzer Zeit ein.

Die überschüssige Brühe des Sauerkrautes ist ein ganz ausgezeichnetes Mittel, um Messing- und Kupfergegenstände zu reinigen. Man reibt mit einem wollenen Tuch gut nach.

Silber braucht viel seltener gepuzt zu werden, wenn man dem Abwaschwasser einen kleinen Schuß Salmiak zusetzt. Das Silber wird dadurch nicht angegriffen.

Goldborten reinigt man durch Abreiben mit einer Zwiebelscheibe und Nachreiben mit kaltem Wasser.

Gute Korallen legt man zum Reinigen für einige Minuten in eine schwache, lauwarme Sodalösung, bürstet dann mit Seifenschaum, spült mit lauwarmem Wasser nach und trocknet in Kleie.

Stumpfe Bernstein schmuckstücke macht man wieder glänzend durch Reiben mit wollenem Lappen.

Brandflecke aus Lampengloten lassen sich vollständig entfernen durch tüchtiges Reiben mit eingefeuchtem Kochsalz.

Seidene Lampenschirme wäscht man mit lauwarmem Regenwasser und etwas Salmiakgeist, mit Hilfe eines reinen Schwammes, ab. Dann läßt man sie in Zugluft schnell trocknen.

Zur Entfernung von Stockflecken aus Seide werden die Sachen mindestens 12 Stunden in weichem Wasser eingeweicht und dann sadenaerabe zum Trocknen aufgehängt. Zum Schluß wird mit einem mäßig heißen Bügelsen geplättet.

Stockflecke in Leinenzeug pflegen recht hartnäckig zu sein. Ein Brei aus einem Teelöffel feinem Kochsalz mit einem gleichen Quantum pulverisirten Salmiak, mit dem man die Flecke bestreicht, pflegt diese schnell und tadellos zu entfernen.

Satin bekommt nach dem Waschen einen erhöhten Glanz, wenn man Borax dem Spülwasser beimischt.

### Kleine Kniffe für die Küche

Um Bier oder Wein zu kühlen, wickelt man nasse Tücher um die Flaschen und stellt sie an die Luft. Die Verdunstung des Wassers bewirkt Kühlung.

Weißer Wäsche, die beim Bügeln verjagt wurde, feuchtet man sofort mit Salzwasser an oder man reibt sie mit unvermishtem Zwiebelsaft kräftig ein. Wenn dieser genügend gewirkt hat, wäscht man das Wäschestück nach. Auch Boraxwasser hat eine gute Wirkung.

Flecken von Heidelbeeren, Rotwein u. dergl. aus weißer und bunter Wäsche zu entfernen. Man gießt einige Tropfen umgerührter, gestandener Milch auf den frischen Fleck, läßt dieselbe einige Zeit auf dem Stoff liegen und wäscht dann mit lauem Wasser nach. Auch bei farbigen, wollenen Kleidern hat sich dieses Verfahren bewährt. Aus Holz- und Steinböden entfernt man nicht gar zu alte Heidelbeer- und Kirchsleden auf dieselbe Weise.

Nikotinflecke in Taschentüchern sind bei rauchenden Männern leider keine Seltenheit. Sie verschwinden, wenn man der Waschlauge einen kräftigen Schuß Wasserstoffsuperoxyd zusetzt und die Taschentücher eine Stunde darin liegen läßt.

Wenn das schwarze Wollkleid verschleht, so kann man es leicht auffärben, wenn man es zuvor mehrere Stunden in Salzwasser schwimmen läßt. Dann drückt man es leicht aus und hängt es möglichst formgerecht zum Trocknen auf.

Druckstellen auf Samt und Plüsch betupft man reichlich mit Wasser und bearbeitet sie dann mit einer scharfen Bürste. Die umgelegten Fäden richten sich nach dieser Behandlung wieder auf. Sollte dies nicht gleich geschehen, wiederholt man die Behandlung nochmals.

Schwarzen Samt, der in der Farbe verschossen ist, reibt man solange mit einer aufgeschlittenen Zwiebel ab, bis er die tief schwarze Farbe wieder erhält.

Eier sollen auf der scharfen Kante eines Glases aufgeschlagen werden. Wählt man dagegen zum Aufschlagen einen stumpfen Rand, so zerbröckelt die Schale und die Folge davon ist,

daß sich das Eigelb nur schlecht vom Eiweiß trennt.

Zu brauner Kuchen, der trotzdem noch nicht recht durchgebacken ist, verbrennt trock längeren Backens nicht, wenn seine Oberfläche mit einem eingefetteten Pergamentpapier bedeckt wird.

Um Brot frisch zu halten, ist es ratsam, in die Brotbüchse einen geschälten Apfel mit zu legen.

Lebensmittel, hauptsächlich Fleisch, Milch, Wurst u. dgl., stellt man in heißen Jahreszeiten zur Aufbewahrung in Tontöpfe auf feuchte Steinfußböden.

Weintrauben halten sich bis zum Frühjahr frisch, wenn man sie unmitttelbar vor der Reife abschneidet, die Schnittflächen mit Wachs verklebt und sie kühl aufbewahrt.

Frisch geerntete Nüsse bringt man in saubere Blumentöpfe und verstopft die Abzugslöcher. Die Blumentöpfe gräbt man dann im Garten ein. Auf diese Art hat man während des Winters frische Nüsse zur Verfügung.

Buttermilch ist der Rückstand beim Verbuttern von Rahm. Sie ist ohne viel Fett, aber sehr schwachhaft, nahrhaft und leicht verdaulich, frisch zu trinken oder über heißen Kartoffelbrei zu gießen. Sie ist ebenfalls sehr geeignet zu Süßspeisen, Suppen und als Heilmahrung bei Verstopfung.

Unangenehmen Geruch aus Töpfen und Schüsseln zu entfernen. Immer wieder kommt es vor, daß Töpfe und Schüsseln einen unangenehmen Geruch angenommen haben. Besonders schwer läßt sich z. B. Fischgeruch entfernen. Man zünde im Küchenherd Zeitungspapier an und halte die Töpfe oder Schüsseln in die lodernde Papierflamme. Schon nach wenigen Sekunden wird der unangenehme Geruch verschwunden sein.

Um Eis in kleine Stücke zu zerkleinern, mache man Löcher mit einem Nagel hinein, dadurch springt es in kleinsten Stücken ab.

Wenn der Teig in der Tortenform in der Mitte hochsteigt, stecke man ein Stückchen Makaroni-Röhrchen roh in den Teig, und die Oberfläche wird ganz glatt werden.

Den Heringsgeruch an Bestecken beseitigt man durch Puzen mit Kohlenasche und Nachspülen in Sodawasser.

Salzgurken werden zuletzt etwas weich. Dieser Uebelstand läßt sich beseitigen, wenn man in die Lade etwas kohlen-saures Natron tut.

Konservegläser lassen sich oft schwer öffnen, zumal dann, wenn man ältere Gummiringe verwendet hat. Man stelle diese Gläser auf den Kopf in einen Topf mit heißem Wasser. Nach kurzer Zeit wird man die Ringe leicht herausziehen können.

**Gut** gegen Rückenschmerzen, Hexenschuß, Gliederreißen, Rheumatismus?

ist **ABC-Pflaster**

**Arnica**  
Linderung des Schmerzes

**Belladonna**  
Linderung des Schmerzes

**Capficum**  
Linderung des Schmerzes

Das ABC-Pflaster wärmt kräftig, da es eine gesteigerte Durchblutung der erkrankten Stelle bewirkt. Hierdurch werden die schädlichen Stoffe fortgeschwemmt. Die sich festgesetzt und den Schmerz verursachen hatten. Schon bald nach dem Auflegen tritt Linderung und Befreiung ein.



**Wieviel Hefe braucht man zum Kuchen?** Viele Hausfrauen sind sich nicht immer darüber klar, wieviel Hefe sie zum Kuchen nehmen müssen, damit er genügend aufgeht und trotzdem keinen Hefegeschmack annimmt. Handelt es sich um einen schweren Teig, so nimmt man pro Pfund 30 Gramm, bei mittlerem Teig 25 Gramm, für leichten Teig 20 Gramm. Für Brötchen- oder Semmelteig sind nur 10 Gramm pro Pfund notwendig.

**Zwiebeln** müssen frostfrei, aber kühl aufbewahrt werden. Sie dürfen nicht liegen, sondern müssen hängen. Es sind daher kleine Zwiebelneke, in denen die Zwiebeln nicht zu sehr aufeinandergebrückt liegen, empfehlenswert.

**Einmachen in Flaschen.** Das Haltbarmachen von Früchten in Apparaten ist zweifellos gut. Aber dazu gehören besondere Einmachgläser. Wer diese sparen will, kann sich bei kleineren Früchten, wie Stachel- und Johannisbeeren, Walderdbeeren, Monatserdbeeren, Heidel- und Blaubeeren usw., auch einfacher Weinflaschen bedienen. Man füllt zu dem Zwecke die Beeren roh, aber schwach gezudert, in die

Flaschen bis Handbreit unter der Öffnung und stellt sie offen in einen hohen Topf, dessen Deckel luftdicht schließt. Um ein Zerspringen zu verhüten, stellt man die Flaschen auf einen Unterjak.

Beim Kochen erfüllen dann Wasserdämpfe den oberen Raum und töten alle Keime. Die Korken werden zweckmäßig gleich mitgekocht. Das Zukorken und Laden muß dann recht schnell geschehen.

Dieses Verfahren ist billig und läßt sich auch bei alkoholfreien Obststäben anwenden.

**Wenn Teller oder Schüsseln** im Ofen gewärmt werden sollen, ist es ratsam, einen Bogen Zeitungspapier darunterzulegen. Das Papier verteilt die Hitze und hindert das Zerspringen des Geschirrs.

**Wenn Fleischbrühe** versalzen ist, so reibt man ein bis zwei rohe Mohrrüben daran. Sie nehmen das Salz auf und geben der Brühe eine köstliche Farbe.

**Röhre werden nicht zu fest** und schlüpfrig, wenn man den Teig vor dem Kochen eine Stunde stehen läßt, damit er recht locker wird.

## Praktisches Allerlei

**Harte Kappen an Arbeitsschuhen.** Derbere Schuhe haben mitunter recht harte Kappen, so daß das Gehen in ihnen zur Qual wird. Mit Zeitungspapier hilft man dem Übel ab. Man feuchtet das Papier gut an, stopft die Kappen damit aus und läßt es solange im Schuh bis es trocken geworden ist. Dadurch wird das harte Leder an den Kappen weich und tragbar.

**Pantoffeln aus Tuchresten.** In einem kinderreichen Haushalt muß mit dem Pfennig gerechnet werden und hier wird es nicht immer möglich sein, jedem Familienglied ein Paar Pantoffeln anzuschaffen. Die findige Mutter wird für das eine oder andere Kind Pantoffeln aus alten Tuchresten herstellen. Man schneidet nach einem alten Schuh den Oberstoff aus einem Tuchrest, stift mit Chenille oder in Stiefstich ein Muster darauf, füttert

ab und näht den Stoff an den unteren Rand einer Filzsohle. Diese beklebt man auf der Innenseite vorsichtig mit Flanell, während die untere mit dem Leder alter waschlederner Handschuhe belegt wird. Man wird über die Haltbarkeit dieser Pantoffeln erstaunt sein.

**Naße Schuhe** müssen gleich nach dem Ausziehen auf Leisten gezogen oder mit Papier fest ausgestopft werden, um das Schrumpfen zu verhindern.

**Um Fußfalte bei Wohnräumen zu beseitigen** bzw. zu mildern, bringt man unter den Teppich, dessen Gewebe die vom Fußboden aufsteigende kalte Luft leicht durchläßt, einen nicht porösen schlechten Wärmeleiter an. Diesen Zweck erfüllt aufs beste gewöhnliches Zeitungspapier, das man in mehreren Lagen unter der ganzen von dem Teppich eingenommenen Bodenfläche